5/87

Konkret

MAGAZIN FÜR POLITIK UND KULTUR

HEFT 5 MAI 1987 6,- DM C 4143 E

Stones »Platoon«: Alle Vietnamesen fliegen hoch

Tucholsky-Nachlaß: Raddatz schleicht ans Erbe

Bio-Bombe

Der handliche Krieg

NATO-Barrikaden um Lübeck

GEHEIM

Konkret

in konkret Mai 1987

Von Konkret

Buch des Monats: Zucchini mit Wolke von Ingrid Strobl

Ingrid Strobl über Christa Wolfs Tschernobyl-Aufzeichnungen

An Konkret

Dixi et salvavi animam meam von Hermann L. Gremliza

Das NATO-Kriegsszenario für den Landkreis Herzogtum Lauenburg von Michael Preute

Bisher war alles geheim. Bisher konnte es als Denkspiel gelten. Aber alles ist schon der Ernstfall. Der Krieg im Alltag eines bundesdeutschen, grenznahen Landkreises. Alles ist vorbereitet: Extra breite Radwege, Sprengschächte auf allen wichtigen Straßen, an allen Brücken und Kanälen, Panzersperren, Waldbrände, Überschwemmungen, Evakuierungen, Standgerichte, Erschießungen.

Indianer ganz viel gerne Frisbeescheiben mögen von Niemand

So war das nicht geplant: Die 15. Jahresversammlung der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte in Königstein im Taunus war eigentlich eine geschlossene Gesellschaft. Hier hat nur Platz, wer sich rühmen kann, mindestens jemanden zu kennen, der schon einen Kommunisten erschlagen hat. KONKRET war trotzdem dabei, hat ausspioniert und abgehorcht. Ein Tagungsbericht von Niemand.

Deutsche in Paraguay - eine ehrenwerte Gesellschaft von Alfred Kemp

Die Diktatur des Alfredo Stroessner hat hierzulunde viele Bewunderer. Denn sie ist von Dauer und von deutscher Gründlichkeit. Manchmal überzieht er ein wenig, aber das ficht die hiesigen Propagandisten seines Regimes nicht sonderlich an.

»Die Bürokratie muß vernichtet werden« von Jürgen Kuczynski

Was bedeutet der Kurs des Michail Gorbatschow für die Zukunft des Sozialismus? Und hat der Kapitalismus noch eine Perspektive? KONKRET befragte den Nestor der Gesellschaftswissenschaften in der DDR, Prof. Jürgen Kuczynski

»Ich bin hier, um dem Krieg auf die Schliche zu kommen« von Peter Krauß

Einer, dem man es nicht ansieht, dem man es nicht zugetraut hatte, von dem man es nicht erwarten durfte, der den Frieden will und die Natur liebt – auch – , einer, der als Kind mit Panzern spielte und sich doch dem Dienst mit der Waffe verweigert hat, der zieht ins Feld, der zieht mit ins Manöwer-Feld. Der zieht da mit! Darf er das, und wenn ja, warum nicht?

Magazin

Platzanweiserin von Dietrich Kuhlbrodt

Magazin - Bücher von Matthias Altenburg

Lieber Martin Dannecker, von Günter Amendt

Reinigungsbad für die Nation von Corinne Schelbert

»Platoon« sahnte ob: vier Oscars, drei Golden Globes, ein Silberner Bär. Dekorationen für einen Film, der den Vietnamkrieg zeigen will, wie er wirklich war. Und daß er so war wie im Film, ist übereinstimmende Meinung in den USA. Die einen sind erfreut über soviel Pazifismus, die anderen über soviel Action. Dabei ist »Platoon«, gedreht von dem notorischen Hollywood-Reaktionär Oliver Stone, ein

eher müdes Filmchen, das kein Klischee ausläßt und Gut und Böse übersichtlich verteilt. Ein Grund mehr, warum die Vietnamesen einfach gewinnen mußten.

F J R, schleich dich von Stefan Berkholz

Seit Jahren ist es der »Kulturplatzhirsch« Fritz J. Raddatz, der prozessiert und klagt und verfügt und Ansprüche erhebt, damit keiner in sein Tucholsky-Revier eindringt. Nun prozessiert er sich, so scheint es, auch noch um Kopf und Kragen. Den ganzen Tucholsky will er haben, samt Witwe. Doch nun hat er wieder gepatzt

DEUTSCHES GESPRÄCH: Grüne stinken von Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch von Horst Tomayer

Diveded Soul von Gerald Hündgen

»Es wird immer Soul-Musik geben, weil sie ein Teil des Lebens ist. Sie ist zeitlos!« behauptet Solomon Burke, der seit fast 30 Jahren als Pionier in eigener Sache unterwegs ist und nun letzten Monat unter dem Banner »American Rhythm & Soul Festival '87« auf verschiedenen Bühnen beider deutscher Staaten seine Botschaft in Szene setzte.

Ein Hit wird geboren von Ernst Kahl

Hamburgs bestgelaunte Fun Punk Kapelle: Die Goldenen Zitronen. Wie sie aus bewahrten deutschen Schlagern Gute Musik machen. Wo sie mit ihren Fans kampftrinken. Warum sie nie bei Stefanie Tücking zu sehen sind. Wie Thomas Anders zu einem Leben nach dem Tod kam. Und warum Helgoland noch immer eine Insel ist. Einer weiß alles: Ernst Kahl

Versteckspiel mit Satie & Co - Zehn Jahre »Vienna Art Orchestra« von Christian Rentsch

Was immer das ist, die Wiener Art des Vienna Art: Konzept, Spiel, Stil oder das Gegenteil davon. Die unentwirrbaren Beziehungen zwischen U-Musik und E-Musik mit List, Lust und Renitenz weiter verwirrt zu haben und immer wieder neu zu verwirren, das hat einen Glückwunschartikel verdient

Göring in der Quellenfalle von Otto Köhler

David Irving, der Brite, der manchen hierzulande als Historiker gilt, hat ein Buch über Hermann Göring geschrieben, und KONKRET-Autor Otto Köhler hat es auf sich genommen, diese 752 Seiten zu lesen

Bio-Krieg - die handliche Bombe von Michael Kunitzsch

Biologische Kriegführung war für die Militärs bislang eine unkalkulierbare Sache. Denn die krankmachenden Bomben trafen immer auch die eigenen Truppen. Erst die Gen-Technologie macht den Bio-Krieg möglich. Sie liefert zur Seuche den passenden Impfstoff. Der Angreifer ist im Vorteil

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 05/87, S. 4

Von Konkret

l. Langemann. Der ehemalige Agentenführer, der rechtswidrige Aktionen des BND geleitet und dies später dienstpflichtwidrig ausgequatscht hat (er wurde dafür von seinem Dienstherrn disziplinarisch bestraft), hatte ein Urheberrecht an den durch ihn verratenen und von KONKRET (3/82) publizierten Informationen eingeklagt. Im Juni 1985 hatte das Oberlandesgericht München im Namen der regierenden Volkspartei entschieden, Langemann habe an seinen Erzählungen ein Urheberrecht und KONKRET müsse den durch dessen Verletzung erworbenen Gewinn herausgeben. In der irrigen Annahme, daß diese Justiz selbst gegen KONKRET einen Rest ihrer eigenen Spielregeln einhalten werde, gingen wir vor den Bundesgerichtshof. Der bestätigte nun den fast schon lächerlichen Exzeß der bayerischen Klassenjustiz. Dazu erreichte uns ein Brief:

Liebe KONKRET-Leute, ein Politikum scheint uns bereits der Ansatz die bislang ausführlichste Dokumentation von skandalösen BND-Interna zu kippen über die »gänzlich unpolitische« zivilrechtliche Schiene, hier würden Persönlichkeitsrechte der Plaudertasche selbst verletzt... Der Bruch mit der bisherigen BGH-Rechtsprechung zum allgemeinen Persönlichkeitsrecht (u. a zu unbefugter Veröffentlichung von wirklich persönlichen Tagebuch-Erinnerungen) liegt auf der Hand.... Zum Glück existiert ja noch hier und da eine Restauflage der »Operation EVA«, und bei Bedarf werden sich interessierte Kreise gewiß nicht von einem Nachdruck des Buchs oder Massenkopien alter KONKRET-Hefte abhalten lassen. Wir als GRÜNE Bundestagsfraktion werden jedenfalls das mit Eurer Hilfe enttarnte Stückchen Geheimdienst-Praxis nach Kräften weiter ziehen und zerren und versuchen, über die Umtriebe der »Sicherheits«-Behörden größtmögliche Öffentlichkeit zu schaffen!

Vielen Dank nochmals!

Mit solidarischen Grüßen

Die Mitglieder des Innenausschusses und der Fraktionsvorstand

Waltraud Schoppe, Thomas Ebermann, Hubert Kleinert, Christa Vennegerts, Regula Bott, Thomas Wüppesahl, Antje Vollmer, Ellen Olms, Gerald Häfner.

2. Seit seine Sprachkunst in Gremlizas Express allgemeinem Gelächter überantwortet wurde, scheut der Herausgeber eines Frankfurter Metropolen-Magazins auch vor schärfster Satire nicht mehr zurück: Er schreibt, vernichtend, den Namen seines Peinigers falsch und nennt ihn »mein geschätzter Kollege aus Hamburg, der mir die Ehre erwies, mich als 'Berufsarschloch' zu titulieren, dieser Russenknecht...« Das saß. Nicht der Russenknecht – das hört Gremliza gerne; auch die Ironie des »geschätzten« ist zu ertragen. Aber für die Diffamierung »Kollege« gibts gleich was aufs Maul, nämlich einen Satz, von dem er sich, obwohl er ihn selbst über sich geschrieben hat, so schnell nicht erholen wird. Er lautet: »Dany Cohn-Bendit versucht, die Politik Gorbatschows in den Griff zu kriegen.« Und Thomas Gottschalk interpretiert Nietzsche.

3. KONKRET-Autoren sind häufig auch Buch-Autoren. Eine Auflistung aus den Frühjahrsangeboten ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Bei Galgenberg ist *Uwe Herzogs* »Bullen Bosse Banditen – 13 Reportagen« erschienen, *Leo Gabriel* hat bei Hoffmann und Campe »Aufstand der Kulturen – Konflikt-Region Zentralamerika« veröffentlicht und zusammen mit *Harald Irnberger* in der »Edition S« der Österreichischen Staatsdruckerei »Im Schatten der Vulkane – Zehn Jahre Zentralamerika in Reportagen, Analysen und Interviews« herausgegeben. *Winfried Wolf* ist neben Jeffrey Bortz, Fidel Castro und Ernest Mandel Autor des Bandes »Schuldenkrise – In der Dritten Welt tickt eine Zeitbombe« (ips-Verlag). Von *Ernest Mandel selbst* ist bei Athenäum »Ein schöner Mord – Sozialgeschichte des Kriminalromans« erschienen, *Armin Kerker* hat ebenfalls bei Athenäum den Sammelband »Im Schatten der Paläste – Wohnen in der Dritten Welt« herausgegeben, *Rainer Hachfeld* hat zusammen mit Horst-Eckart Gross bei Weltkreis »Peacemaker – Karikaturen und Texte zu Lateinamerika« vorgelegt, und *Eva Groepeler* hat für Rowohlt Simone de Bauvoirs »Auge um Auge« übersetzt.

4 . Hermann L. Gremliza tourt weiter mit seinem Erfolgsprogramm »Wie Hannelore Kohl die Russen bezauberte«:

- in Wuppertal am Montag, 4. Mai, um 19 Uhr im »Forum Industrie, Handel und Kultur e.V.« Wuppertal-Elberfeld, Dorfstraße 19
- in Osnabrück am Dienstag, 5. Mai, um 21 Uhr in der »Lagerhalle«, Am Heger Tor
-

in Bonn am Mittwoch, 6. Mai, um 20 Uhr in der Uni Bonn, Hörsaal 8

- in Köln am Donnerstag, 7. Mai. Die Veranstalter, Neue Rheinische Buchhandlung/Masch, werden Ort und Zeit publik machen
- in Kiel am Dienstag, 26. Mai, um 19.30 Uhr in »Die Pumpe«, Haßstraße 22.

5 . Nachtrag zu KONKRET 4/87. Das Foto einer Grabesfigur auf Seite 77 stammt von Isolde Ohlbaum und ist dem bei Greno erschienenen Band »Denn alle Lust will Ewigkeit« entnommen.

Konkret 05/87, S. 6

Ingrid Strobl

Buch des Monats: Zucchini mit Wolke

Ingrid Strobl über Christa Wolfs Tschernobyl-Aufzeichnungen

»In einen Feldstecher schaut die Frau, und die Natur glotzt zurück. «
(Elfriede Jelinek)

Ende April 1985 in einem Dorf im Mecklenburgischen: Eine nicht unbekannte Schriftstellerin blickt sinnend auf ihren Kirschbaum und fragt sich ernsthaft, »welcher Dichter es als erster wieder wagen würde, eine weiß Wolke zu besingen.» Denn: »Eine unsichtbare Wolke von ganz anderer Substanz hatte es übernommen, unsere Gefühle – ganz andere Gefühle – auf sich zu ziehen. (...) Sie hat, von heut auf morgen, diesen und beinahe jeden Zauber gebrochen . «

Nun war Ironie noch nie Christa Wolfs Stärke und ein Hang zu protestantischem Moralismus schon immer ihre Schwäche. Aber diese »Nachrichten eines Tages« waren denn doch nicht vorherzusehen. »Störfall« heißt Christa Wolfs neuestes Buch und bezeichnet – wenn auch unfreiwillig – nicht nur die Geschehnisse in einem Reaktor bei Kiew, sondern auch deren Folgen für das Denk- und Schreibvermögen der Autorin, die plötzlich Sätze wie diesen von sich gibt: »Linkerhand habe ich am Waldrand nun auch das Rudel Rehe äsen sehen, in Getreidesaat.« Die nicht an sich halten kann, den Leserinnen und Lesern mitzuteilen: »Ich bin also durch die vordere Veranda wieder ins Freie gegangen, habe vorher nur schnell die Blumentöpfe (...) inspizieren wollen und einen freudigen Schreck bekommen: die Zucchini-Pflanzen waren aufgegangen! Siebzehn Keimlinge in acht Töpfen. Jeden habe ich in die Hand genommen, habe lange die bleichgrünen, zusammengerollten Blättchen betrachtet, jedes einzeln, wie es, mit dem Ellenbogen sozusagen, nämlich mit dem Stil zuerst aus der Erde stößt...« und so weiter und so fort.

Doch es bleibt nicht bei den Zucchini. »Plötzlich« erscheint es der Autorin »unaufschiebbar«, auch noch »die japanischen Friedensblumen« zu pflanzen: »Gleichzeitig mit den Samen war mir im vorigen Jahr die Anweisung zuteil geworden, die Pflänzchen müßten abgehärtet werden«. Mein schlimmstes Ferien-Leseerlebnis: Wie der Christa Wolf einmal gleichzeitig mit den Samen eine Anweisung zuteil wurde.

Katastrophen führen bekanntlich zu den unterschiedlichsten menschlichen Reaktionen. Bei manchen bewirken sie eine ausgeprägte intellektuelle wie sprachliche (was ja unleugbar zusammengehört) Regression. Die sich durch seltsame Symptome zu erkennen gibt: manische Fixierung auf Details, zwanghafte Rückgriffe auf Archaisches, senile Geschwätzigkeit. Im »Störfall« erfahren Leserin und Leser so manches aus dem Leben der Dichterin (ihre Versicherung, alle Personen des Buches seien erfunden, kann zumindest für die Ich-Erzählerin beim besten Willen nicht ernst genommen werden): Wir lernen ihre »noch winterkalte Diele« kennen; die – selbstredend – äußerst klugen, sensiblen und kreativen Enkelchen; den Bruder der Ich-Erzählerin, der gerade am Gehirn operiert wird, was für die Autorin wieder Anlaß ist, uns mit nicht endenwollenden Detailinformationen aus diversen medizinischen Lehrbüchern zu bombardieren. Die anderen, die anthropologischen Lehrbücher, die sie offenbar auch gelesen hat, liefern den Vorwand, eine umwölkte Pseudophilosophie auszubreiten. Wer nur noch auf knospende Kirschblüten und sprossende Zucchini starrt, im Kopf die »unsichtbare Wolke«, muß sich wohl irgendwann fragen, »ob die Betreiber jener Arten von Technik (...) jemals in ihrem Leben winzigste Samenkörner, die einem an den Fingerspitzen kleben bleiben, in die Erde gesenkt haben, um sie später aufgehen zu sehen und über Wochen, Monate hin das Wachstum der Pflanzen zu verfolgen.« Haben sie vermutlich nicht, die Böslinge! Und ein paar andere Leute auf dieser Welt auch nicht.

Ach, hätten sie doch! Vielleicht hätten sie dann eine ähnliche Hirn-Hemmung erlitten, wie sie die Autorin bei den Müttern vermutet: »Ich habe mir einfach überlegt, ob verschiedene Abschnitte unseres Gehirns vielleicht aufeinander einwirken, dergestalt, daß einer Frau, die monatelang ihren Säugling stillt, eine Hemmung einer bestimmten Hirnpartie verbieten würde, mit Wort und Tat diejenigen neuen Techniken zu unterstützen, die ihre Milch vergiften könnten.« (Lise Meitner, die »Mutter der Atomphysik«, hatte ja keine Kinder; und Maggie Thatcher, die tapferste Tochter der NATO, muß ihren Kleinen die Flasche gegeben haben.) Kompliment an die »unsichtbare Wolke«: Sie hat es offenbar geschafft, die »neue Weiblichkeit« über die DDR abzuregnen.

Bedenket also, ihr Brüder und Schwestern in Ost und West: Nicht der fatale reale Zustand dieser Welt ist Schuld am »GAU« und seinen Folgen. Nicht die permanente imperialistische Expansion, nicht das Bombengeschäft, das sich mit dem Bomben-Know-How machen läßt. Es sind auch nicht die militärischen Strategien und Interessen der Blöcke. Es sind nicht – auch – die realitätsfernen abgehobenen Spielereien und Besessenheiten der meist männlichen Technofreaks – und die nötigen Millionen, die sie für ihre Forschungen von Staat und/oder Kapital dafür erhalten. Schuld an allen Übel ist eine »Gruppe neuronaler Verbindungen« (im Gehirn bestimmter Männer), »die keine Ruhe gibt«, und deren »Dauererregung nur zu stillen« ist (stillen?) »durch die Arbeit an ausgerechnet den Problemen, die das ungebändigte Atom seinen Bändigern stellt(e)«. – That's it.

Mehr: »Ich (...) habe mir gedacht: Der Mensch will starke Gefühle erleben, und er will geliebt werden. Punktum. Insgeheim weiß das jeder, und wenn es ihm nicht gegeben ist, nicht gelingt oder verwehrt wird, diese seine tiefsten Sehnsüchte zu befriedigen, dann schafft er – ach: wir! – , dann schaffen wir uns Ersatzbefriedigungen und hängen uns an ein Ersatzleben, Lebensersatz, die ganze atemlos expandierende ungeheure technische Schöpfung Ersatz für Liebe.« (Und da behaupten die immer, der Ronnie würde wirklich geliebt von seiner Nancy. Kann ja gar nicht sein, so betrachtet. Und wenn man bedenkt, wie der Führer die Natur geliebt hat.)

Es mag ja sein, daß es ein mutiger Akt ist, als DDR-Autorin die staatliche Atomlobby zu kritisieren. Fragt sich nur, ob die sich ernsthaft angegriffen fühlt durch diese wabernde Metaphysik der sprossenden Zucchini, äsenden Rehe, hirngehemmten Stillenden und dauererregten Neuronen. Es mag auch sein, daß wirklich viele Leute in der BRD und offenbar auch in der DDR in diesem Mai 1985 dachten, das sei Apocalypse Now und über ihrem verstrahlten Joghurt alle Massaker, Foltergreuel und Massenmorde, die permanent jenseits ihrer Salatbeete stattfinden, vergaßen. Es passierte ja sogar Feministinnen, daß ihnen die tägliche Verstümmelung, Vergewaltigung und Ermordung von Frauen auf der ganzen Welt plötzlich harmloser vorkam als das Strahlen im Spinat. Es mag auch noch sein, daß selbst manche kritische Intellektuelle vor lauter Panik und Selbstmitleid im ersten Schock das Denken einstellten. Traurig genug.

Zum Heulen aber ist es, wenn eine Schriftstellerin wie Christa Wolf noch Wochen nach dem ersten Schreck so schreibt, als stünde sie noch immer unter Schock. Wenn die Autorin von »Kindheitsmuster« vor sich hin plappert wie eine betuliche, wehleidige alte Betschwester.

Über die materiellen Folgen des Reaktorunfalls von Tschernobyl wurde in dem einen Jahr, das seither vergangen ist, schon ziemlich viel nachgedacht. Die bisher kaum beachteten geistigen Folgeschäden (die sich hoffentlich nicht als Dauerschäden herausstellen) sollten uns endlich auch zu denken geben.

Christa Wolf Störfall. Nachrichten eines Tages. Luchterhand Verlag, 120 Seiten, DM 9.80

Konkret 05/87, S. 8

An Konkret

MISSBRÄUCHLICH

KONKRET 4/87: »DIE UMWELTSAU STEHT ZUR WAHL« VON DETLEF ZUM WINKEL

Es spricht für sich, daß der Umwelt(schmutz)minister sein Image mit nuklearen Brennstäben aufpolieren will. Um nun seine Atomträume verwirklichen zu können, erhofft er wohl als Ministerpräsident in Hessen, seine guten Beziehungen zu den Atombossen zu pflegen, um mit ihnen endlich ungehindert die menschenverachtende Atompolitik durchziehen zu können. Das von ihm mißbräuchlich genutzte Wort »Freiheit« läßt sich ohnehin gegen »Plutonium und Polizeistaat« austauschen .

IRMELA SCHRAMM

WESTBERLIN

PERSÖNLICH DISKRIMINIERT

KONKRET 4/87: "DIE KRANKEN UND DIE GRÜNEN« VON WOLFGANG POHRT

Ich habe die Artikel »Die Kranken und die Grünen« und »Hein geht stiften« sehr aufmerksam gelesen und fühle mich als grün denkender und fühlender Mensch persönlich diskriminiert.

Die Herren Jakobiner Wolfgang Pohrt und Detlef zum Winkel mögen weiterhin fern der Realität über die Gestaltung des Lebens sinnieren – ich kann die arrogante Art und Weise vieler KONKRET-Schreiber(innen) nicht mehr ertragen.

VOLKER LEY

MÜNSTER

Von Wolfgang Pohrt war man gewohnt, ein Thema zwar aus einem anderen Blickwinkel, aber immerhin aus einem Blickwinkel dargestellt zu bekommen. Der Grund dafür: seine Schräglage.

Nun ist er jedoch leider gekentert und liegt flach. Seine Not scheint haarig zu sein. Denn die Beweisführung, warum und mit welchen Mitteln die Grünen dem Gauweiler in die Steigbügel geholfen haben, sind haarsträubend oder an den Haaren herbeigezogen. Ich frage mich, ob er sich nun selbst an den Haaren wieder aus dem Sumpf ziehen kann?

KONRAD BILLER

NÜRNBERG

Also – wer beim Ausüben seiner Sexualität in Kauf nimmt, einen anderen mit einer tödlichen Krankheit anzustecken, handelt einwandfrei.

Warum es Menschen gibt, die solches Verhalten als Verbrechen ansehen?

Klare Sache: Die grünen, nichtrauchenden, müsliessenden, eierfabrikverteufelnden Pentagonarbeitsplätzeaspiranten haben, weit über ihre eigentliche Bedeutung hinaus, das Meinungsbild der Bevölkerung bis tief in die Reihen von CDU/CSU dahingehend geprägt. Dieser unverschämte Schwachsinn hätte nicht veröffentlicht werden dürfen.

KURT LANGE

KIEL

SO ODER SO NICHT

KONKRET 4/87: »WIR SIND EIN CLUB« VON PETER O. CHOTJEWITZ

Je näher man Büchner ansieht, desto ferner sieht Büchner zurück: Chotjewitz irrt gewaltig, wenn er behauptet, Büchners »Entwürfe« (??) zum »Hessischen Landboten« stammten »ja wohl aus der Zeit danach« – womit er die Entstehung von Büchners Revolutionsdrama »Dantons Tod« meint. Auch wenn Büchner, der alles andere als ein »Terrorist« war, zusammen mit seinem »Genossen Pfarrer Weidig« – Pfarrer war der überhaupt nur ein halbes Jahr lang, bis er verhaftet und

schließlich geselbstmordet wurde – den »Hessischen Landboten« 1834 verfaßte (die erste Ausgabe erschien im Juli) und »Dantons Tod« 1835 niederschrieb – »resigniert« – war dieser Büchner so oder so nicht .

REINHARD PABST

DARMSTADT

UTOPIE

KONKRET 4/87: »IMMER MEHR MIT IMMER MEHR ODER WENICER« VON HERMANN L. CREMLIZA

Ist der Krieg, nach Karl von Clausewitz (1780-1831), »nichts als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel«, gilt auch umgekehrt: Politik ist nichts als eine Fortsetzung des kriegerischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel.

Allgemeinen Frieden wird es nicht geben, auch keinen befristeten, solange es unwahrscheinlich bleibt, daß alle waffenbesitzenden Völker der Erde gleichzeitig und freiwillig alle ihre Waffen und Waffenproduktionsanlagen restlos vernichten und dann nie wieder neue herstellen. Ob man das, wie Gremliza, »eine Illusion« nennt oder, wozu ich neige, eine »konkrete Utopie« (Ernst Bloch), ist wohl auch Temperamentssache. Jedenfalls heißt unwahrscheinlich nicht: unmöglich.

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

Was vorher ein zentrales Element für die Vorbereitung des Krieges in Europa war, ist nun schnell fallenzulassen, um dadurch noch das Kräfteverhältnis zugunsten der USA zu ändern – habe ich richtig gelesen? Man sollte aber auch für eine realistischere Bewertung dieser Vorgänge in Erinnerung rufen, daß die Westeuropäer, speziell die bundesdeutsche Administration, die »nukleare Komponente« in der NATO-offiziösen Strategie für Europa eher als »die konventionelle Komponente«, anders als die USA, gestärkt wissen wollten und Ende der siebziger Jahre die Amerikaner mit ihren Ängsten bedrängten, daß im Mittelstrecken-Bereich ein Ausgleich geschaffen werden müßte. Verteidigungsminister Brown schrieb denn auch 1980 in seinem Jahresbericht an den Kongreß, daß Stationierung von Pershing-2-Raketen für die USA das Risiko erhöhte, in eine nukleare Eskalation hineingezogen zu werden. Weinberger und Perle sollen auch, als bei uns stattlich bekannte Falken, nie besonders von der Stationierung angetan gewesen sein. Die Stationierung hatte denn auch eher politisch-psychologische Gründe innerhalb der NATO. Die NATO wiederum ist eh gegessen, wer gegen einen kurzfristigen Austritt der BRD ist, ist für Ebermann (vgl. KONKRET 3/87), für die Grünen allgemein und wohl auch für die Linke nicht vertrauenswürdig, sprich ein Opportunist oder ein Rechter. Gremliza und Ebermann machen gleichzeitig deutlich, daß die kapitalistische Geschäftsgrundlage durch wahl-arithmetische Korrekturen unangetastet bleibt. Das ist richtig. An dieser Geschäftsgrundlage wird sich vermutlich noch lange Zeit, wenn überhaupt, nichts ändern. Wie sich diese Grundlage verändern läßt, ohne chilenische Verhältnisse erleiden zu müssen (falls die Korrekturen der Wahlartihmetik doch zu weit gehen sollten), ist meiner Meinung nach bis heute von keinem linken Entwurf oder klugen Gremliza-Kommentar beantwortet worden

INGO ZANDER

KERPEN-HORREM

YUPPIEHAFT

KONKRET 3/87: »BRUCE SPRINGSTEEN« VON HARALD INHÜLSEN

Mit großem Interesse las ich H. Inhuelsen's Artikel über Bruce Springsteen in der Konkret 3/87. H. Inhülsen war wohl längere Zeit nicht in diesem Land oder nicht lange genug, um mehr über B. Springsteen's politics zu erfahren. –

In diesem Land des blinden Nationalismus muß mensch über alles dankbar sein, was mehr Leute außerhalb der verschwindend kleinen Linken erreicht und eine andere oder überhaupt eine politische Linie hat als Reagan, Falwell und Gefolge. –

'War' ist eines der besten Anti-Kriegslieder und befindet sich auf einer millionenfach verkauften LP. Wieviel organizing würde es bedürfen, mit Aussagen wie »War. What is it good for absolutely nothing, War is something that I despise, for it means destruction of innocent lives, War means tears in thousands of mothers' eyes, when their sons go out to give their lives.« mainstream America zu erreichen? Es ist gerade die yuppiehafte Überheblichkeit (die meiner Meinung nach in diesem Artikel durchscheint), die hier Reagan und das ganze System in der Macht hält. – Eine Flagge auf einem

Plattencover bedeutet hier nicht viel, wo sogar am Schluß von Friedensdemos die Nationalhymne gesungen wird. Nationalismus ist hier bei der Linken nicht so verpönt wie bei uns. Das ist eine Zustandsbeschreibung und keine Wertung. –

Johnny Cash mag mit dem 'freedom train' unterwegs sein, Bruce Springsteen aber wird gefragt, ob er am 25. April auf der nationalen Mittelamerika und Südafrika Demonstration spielt, als Protest gegen die Politik der USA. Ein interessanter Vergleich ist, was die hiesige linke Presse über das live Album schreibt.

SILVIA HABEKOST

CAMBRIDGE

USA

KONSERVATIV

KONKRET 4/87: »AMERIKANISCHER TAGTRAUM« CORINNE SCHELBERT ÜBER BLUE VELVET

Hat Jeffrey der Versuchung des »dunkel lockenden, fremdländischen Weibs« widerstanden, bleibt seine Welt deshalb in Ordnung und wird daher letztlich »Der Kleinstadtheld« mit dem Film »Blue Velvet« »wiedergeboren«?

Diese Schlußfolgerung von Corinne Schelbert trifft die Sache nicht ganz. Ein anderer Kniff macht diesen Film – trotz der kritischen Elemente, die er enthält – im ganzen konservativ. Die beiden entgegengesetzten Frauengestalten Sandy und Dorothy sind Trägerinnen ihrer jeweiligen Rolle, die sich nicht ändert und auch nicht ändern kann, es sind Folien, auf denen der Autor seine Vorstellung von zwei verschiedenen Arten von Frauen aufträgt. Sandy bleibt dem Welt-Kitsch der Kleinstadt ebenso verhaftet, wie Dorothy dem weniger biederen der Halbwelt, die eine ist Opfer, ohne zu wissen, die andere macht dies zum Bestandteil ihrer Bedürfnisse.

Der junge Mann Jeffrey allein ist es, der neue Erfahrungen macht, die ihn wirklich verändern – er ist als Persönlichkeit konzipiert. Seine neuen Erfahrungen haben sein Weltbild erschüttert, und er hat der Versuchung nicht widerstanden. Daher geht er verändert aus diesen Erfahrungen hervor. Die geregelten Geleise, in die er seine Beziehung zu Sandy bringt, können nicht darüber hinwegtäuschen. Er baut sie mindestens auf eine emotienale Lüge. Das Rotkehlchen mit dem Käfer im Schnabel bedeutet den nunmehr ins Idyll integrierten Horror: Jeffrey wird beides haben, das geregelte Leben und Erlebnisse im Bereich »Dorothy«, bloß ohne Risiko diesmal. Die Film-Handlung ist seine Initiation und Ausrüstung für das normale Doppelleben des verheirateten Mannes.

MANUEL KELLNER

AACHEN

Konkret 05/87, S. 10

Hermann L. Gremliza

Dixi et salvavi animam meam

Ich habe gewarnt und mein Gewissen erleichtert: der biblische Stoßseufzer, mit dem Karl Marx 1875 seine Randglossen zum Gothaer Programm der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands schloß. Er war früh fertig mit der Sozialdemokratie und ihrem »Demokratentum innerhalb der Grenzen des polizeilich Erlaubten und logisch Unerlaubten«, wußte, daß sein revolutionäres Denken »nicht einmal hauttief« in die organisierte Arbeiterbewegung eingedrungen war. Und doch sollte der Verdacht, es sei, zum wertvollsten Kapital der Sozialdemokratie für mehr als ein Jahrhundert zählen. Tucholskys älterer, aber leicht besoffener Herr schwatzte auf dem halben Weg: »Ick werde wahrscheinlich diese Pachtei wähln – es is so ein beruhjendet Jefiehl. Man tut wat for de Revolutzjon, aber man weeß janz jenau: mit diese Pachtei kommt se nich.«

Mochte die SPD ihrer wahren Bestimmung, die Proleten zusammenzuhalten, auf daß die Bourgeoisie Staat mit ihnen machen kann, so schamlos nachgehen wie bei der Zustimmung zu den Weltkriegskrediten oder der blutigen Liquidierung der Revolte von 1918/19 – die stürmischen Reden und gar die Biographien ihrer Führer hielten Illusionen wach. War dieser nicht von Bismarcks Schergen eingebuchtet, jener nicht von Wilhelm als vaterlandsloser Geselle geschmäht, der nicht von den Nazis in die Emigration getrieben, der andere nicht von Barzel als Moskaus Agent verleumdet worden, war Brandt nicht Linksabweichler und Emigrant gewesen, Wehner gar Anarchist und Kommunist? Soviel blieb an jedem, der sich längst zum guten Deutschen geläutert hatte, doch hängen, daß bei der Abgabe der Stimme eine leise Stimmung mitschwang, die ihre Wähler als Teil eines besseren, anderen Deutschland sich fühlen ließ.

Das Jefiehl ist nun Geschichte. Als Brandt norwegische Uniform trug, war Schmidt Wehrmachtoffizier, Vogel Hitlerjunge. Zwischen Hauff und Roth und Wall- und Möllemann mag Platz für Räsonnement sein; für Sentiment ist keiner. Ohne Brandt ist Glotz nicht so romantisch, tritt die platte Funktion, die jede große Linkspartei im bürgerlich-parlamentarischen Staat zu erfüllen hat, unübersehbar in Erscheinung: Den Unmut der zugewiesenen Klientel zu beobachten und, bevor er sich zu Widerstand verfestigt, in jene geregelten Bahnen zu leiten, die nicht zu unrecht demokratische *Spielregeln* heißen.

Zweimal in der Nachkriegsgeschichte ist es der SPD exemplarisch gelungen: In den fünfziger Jahren mit den Resten der KPD; und 1968 ff mit der außerparlamentarischen Opposition. Im ersten Fall half Adenauer durch das Verbot der kommunistischen Partei kräftig mit; im zweiten konnte die SPD mit einer gewissen Beteiligung an ihrer Regierungsführung locken – sie war gerade dabei, »mehr Demokratie« zu »wagen« beziehungsweise, was das Problem besser traf, »das moderne Deutschland« zu »schaffen«.

Die Staatspartei CDU/CSU, damals noch eine Sammlung ganz anderer Biographien, hatte sich als unfähig erwiesen, der Industrie eine Reservearmee von Hochschulabsolventen bereitzustellen und die Märkte Osteuropas zu öffnen – wo Gänse auszunehmen waren, stritt das politische Personal um Gänsefüßchen. Da durfte die Sozialdemokratie höhere Schulen und Universitäten für Arbeiterkinder öffnen, bis sich auf eine Physiker-Stelle dreihundert Bewerber meldeten, und ihre antifaschistische Aura in die Hebung des Exportgeschäfts einbringen. Zur Würdigung des Kniefalls von Warschau empfiehlt sich die Lektüre der Nobelpreis-Urkunde und der Kassenbücher von Mannesmann.

Schneller als erwartet hatte die SPD die Heizstäbe der Gesellschaft vom Kalk der Adenauer-Zeit befreit, nicht mit Diamat, sondern, wie sich's gehört, mit Somat. Dann war's auch eigentlich wieder gut – nur: Die Union war noch nicht soweit. Sie mußte erst ein paar Jahre »pacta sunt servanda« auswendig lernen und ihr Personal mit jungen Technokraten auffrischen, ehe man ihr die FDP wg. Koalition zurücküberweisen konnte. Die Zwischenzeit ließ man sich von einem Sozialdemokraten namens Schmidt vertreiben, der in achtjähriger Kanzlerschaft tatsächlich auch nur zwei Marksteine des demokratischen Sozialismus setzte: Mogadischu und Pershing II.

Dann saß die SPD wieder in der Opposition und – Pech im Unglück – mußte feststellen, daß ihr im Eifer des Verantwortungtragens ihre wertvollste Funktion abhanden gekommen war. Zu lange hatte sie nicht gegen Atomrüstung, das »große Geld«, die Umweltvergifter und die Bonner Regierung mosern dürfen, sondern immer nur »stolz auf unser Land« sein müssen. Als sie nun wieder integrieren sollte, war es zu spät: Eine kleine radikale Partei – um genau soviel radikaler als kleiner – hatte sich gebildet, die ohne Rücksicht auf gesamtgesellschaftliche Notwendigkeiten und die Gebote der westlichen Wertegemeinschaft alles Unbehagen und jeden Widerstand sich angeeignet hatte. Das beruhjende Jefiehl war auf die Wähler der Grünen übergegangen.

Von den »neuen sozialen Bewegungen« abgeschnitten, der Illusionen beraubt, die ihre alten Männer verbreitet hatten, und zur Modernisierung auf unabsehbare Zeit nicht mehr gebraucht (modern sind Geißler und Möllemann selber) – mein Gott, was soll aus der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands werden? Noch kommt sie bei Wahlen auf fast vierzig Prozent. Was für die Funktionäre ein Schock, ist in Wirklichkeit ein Wunder: So viele? Worauf hoffen die? Oder ist es nur die Macht

der Gewohnheit? Noch geht kaum einer der alten SPDWähler zur CDU, mehr schon zu den Grünen. Der große Rest bleibt einfach zuhaus. In Hamburg hat die SPD zuletzt 130.000 Stimmen verloren und die CDU wurde stärkste Partei: Sie gewann 4.000 Stimmen. Die Demoskopen nannten es einen »Erdrutsch«.

Zur Lockung der 130.000 hat die SPD ihren Zweireiher Dohnanyi aufgebügelt, auf Platz zwei der Landesliste steht der Hamburger Kesseltreiber Pawelczik. Auch möchte man gern den interessanten Menschen doch kennenlernen, der sich von Brandts Nachfolger zur Wahl der SPD verführen läßt. Und Vogel ist noch einer ihrer Besten. Der Rest teilt sich in Kanal und Karriere, in aggressive Spießer und neunmalkluge Fuzzis. Ihre Einigkeit im Fall der Margaritha Mathiopoulos ersetzte jede Grundwertekommission. Nicht daß die Kandidatin mit einem Stipendium der FDP studiert, sich bei einem CDU-Minister beworben und die IBM in Medienfragen beraten hatte, brachte die Genossen auf – es ist ja schließlich wurst, ob man sich als sozialdemokratischer Kanzler, als Finanzminister, als Pressesprecher für einen Job bei Bucerius oder Bertelsmann qualifiziert oder als Medienberater für einen Job bei der SPD. Nein, die Entscheidung für die »schöne Griechin« ging, wie der »Spiegel« fühlte, »am Herzen der Partei vorbei«. »Ouzo statt Juso« scherzte dieses Genossen-Herz, wenn die Rede auf »Marlene Gyros« kam.

Frau allein genügte wohl nicht – es mußte auch noch eine Ausländerin sein. Nun versteht man doch besser, warum die SPD sich bei der Diskussion über den Paragraphen 218 so schwer tut wie bei den Debatten übers Asylrecht. Immer steht sie wie der Chor im Hintergrund und murmelt ihr Zwaraberzwaraber: Zwar Abrüstung, aber Nato; zwar Ausstieg, aber später und wenn keiner dagegen ist; zwar Datenschutz, aber Volksbefragung; zwar Sozialismus, aber innerhalb der Grenzen des polizeilich Erlaubten. Ihre Nürnberger Beschlüsse sind so aufregend, daß jeder sie kennt, der auch den Namen des amtierenden Bundesvorsitzenden der Jungsozialisten weiß.

War sonst noch was? Richtig, der Hoffnungsträger Lafontaine, der kürzlich und unerwartet wieder in die Nato eingetreten ist. Den hätte ich jetzt fast vergessen.

Konkret 05/87, S. 12

Michael Preute

Das NATO-Kriegsszenario für den Landkreis Herzogtum Lauenburg

Bisher war alles geheim. Bisher konnte es als Denkspiel gelten. Aber alles ist schon der Ernstfall. Der Krieg im Alltag eines bundesdeutschen, grenznahen Landkreises. Alles ist vorbereitet: Extra breite Radwege, Sprengschächte auf allen wichtigen Straßen, an allen Brücken und Kanälen, Panzersperren, Waldbrände, Überschwemmungen, Evakuierungen, Standgerichte, Erschießungen.

Eine Karte: L 2528. Sie stammt aus der Serie M 745 RB, verzeichnet als Herausgeber das Militärgeografische Amt und trägt den Aufdruck »VS – Nur für den Dienstgebrauch – NATO restricted.« Die Karte zeigt wesentliche Teile des Landkreises Herzogtum Lauenburg, des Kreises, der zwischen der Hansestadt Hamburg und der Grenze zur DDR liegt, zeigt die Tragfähigkeit sämtlicher Straßendecken des Kreises, zeigt alle scharfen Kurven mit Angabe des Radius, starke Steigungen in Prozent, Verengungen der Fahrbahn, Fahrbahnbreiten, Länge der Parkplätze in Metern, zeigt die möglichen Brückenbelastungen in Tonnen, die Zeit, die eine Wagenfähre benötigt, um über den Elbe-Lübeck-Kanal zu setzen (fünf Minuten). Die Karte trägt für eine auf fünfzig Meter genaue Bestimmung des eigenen Standortes das UTM-Gitter, dessen Präzision in der NATO für Heer und Luftwaffe obligat ist und das dem normal Sterblichen auf den Straßenkarten fehlt. Aber was ist schon normal.

Als Meßtischblatt ist L 2528 im Niedersächsischen Landesverwaltungsamt, Abteilung Landesvermessung (Hannover), zu kaufen; ohne den Aufdruck »NATO-VS«. Und die Belastbarkeit der Brücken müßte auf den gelben oder orangefarbenen Schildern abgelesen werden. Wirklich geheim und geheimzuhalten kann die NATO-Karte also nicht sein. Nur die Militärs wollen das wohl so. Sie haben aus dem Landkreis ein Ab- und Aufmarschgebiet gemacht, eine Landschaft, deren Veränderung ins Stadium eines Niemandslandes vorgesehen ist – am Tag X, auf den sich Militärs kraft Beruf und Auftrag nun einmal besonders gern einstellen.

»Unser Landkreis«, sagt der Landtagsabgeordnete, SPD-Fraktionsgeschäftsführer und Vorsitzende der SPD im Landkreis, Dr. Jürgen Hinz, »ist zur Zerstörung freigegeben.« Viele Bürgermeister aus den 134 Gemeinden des Kreises bestätigen, hier sei nicht eine Straße gebaut worden ohne sehr großzügiges finanzielles Wohlwollen des Bundesverkehrsministeriums, das in einem gemeinsamen Planungsausschuß mit dem Verteidigungsministerium den Neu- und Umbau von Straßen unter militärischen Gesichtspunkten abstimmt.

Dieser Ausschuß hat dem sonst eher armen Landkreis Lauenburg Pisten beschert, auf denen Autofahren zum Vergnügen wird.

Besonders bemerkenswert sind die zusätzlich in der Breite einer schmalen Landstraße neben die Pisten gebauten Radwege, auf die alle Landräte in Schleswig-Holstein besonders stolz sind, die sie »Europäische Radwege« nennen und auf denen Radler nur selten gesichtet werden. Ist auch nicht der Sinn: Die breiten Teerbänder wurden geschaffen als ideale Überholspur oder Ausweichstraße für Militärkolonnen .

Der Landkreis ist voll betoniert. Muß auch sein, sagen die NATO-Strategen in Brüssel und Bonn, denn in diesem Landkreis ist der Teufel los, wenn es heiß wird. Aber die Leute in den Geschäften empören sich: »Rüstung? Bei uns? Ist doch gar nichts!« »Die Leute hier«, sagt Dr. Jürgen Hinz, »leisten geradezu aberwitzige Verdrängungsarbeit. Das müssen sie auch, denn eigentlich weiß jeder hier, was alles lautlos installiert wurde. Soviel an Vernichtungsvorbereitung, daß einem schlecht wird«. Was er im einzelnen meint, darf er nicht sagen, denn er hat zu seinem Kummer eine für einen SPD-Genossen noch nicht so übliche Vergangenheit: Er war Oberstleutnant der Bundeswehr und hatte mit dem General-Defense-Plan der NATO zu tun, kennt sich also aus.

Die Bundeswehr und die CDU-Bürgermeister von 127 Gemeinden im Kreisgebiet – in sieben regiert die SPD – verfahren so, als seien sie Mitglieder eines sehr exklusiven, rüden Clubs: Wenn die Bundeswehr plant und baut, wird nicht gefragt, geschweige denn protestiert – nur lautlos zugearbeitet. So haben die Militärs den Landkreis total im Griff.

NATO-Planer nennen den Landkreis Herzogtum Lauenburg den »Pfropfen«, weil er in einem Krieg zwischen dem Warschauer Pakt und der NATO territorial von äußerster Wichtigkeit sei. Wer den Landkreis hat, sagen sie, hat ein Einfallstor zur Bundesrepublik und umgekehrt.

Der Landkreis hat, sagen sie auch, den Schlüssel für die Ostseehäfen und zu den Ostseeausgängen in Richtung Nordsee und Atlantik. Gelingt es, sowjetischen oder anderen Ostblock-Schiffen den Weg aus der Ostsee in den Atlantik zu versperren, ist schon viel gewonnen. Sagen sie.

Um dieses Einfallstor nach Westeuropa für den Feind mit ungeahnten Schrecknissen zu versehen, haben sich die NATO-Strategen allerhand einfallen lassen: Von den betulichen und reichen Hamburger Schlafgemeinden Wohltorf und Aumühle bis hin nach Ratzeburg und Lübeck sind sämtliche wichtigen Straßen des Kreises mit Sprengschächten versehen. Die NATO-Karte zeigt ihre Lage, damit nicht versehentlich Unvorhergesehenes passiert. Kaum einer der Einwohner hat

miterlebt, wie die Schächte in die Straßen eingelassen wurden. Nicht verwunderlich: Das Bauunternehmen Richard Ditting aus Rendsburg erledigt diese Arbeiten im Auftrag der NATO ausschließlich nachts zwischen null und vier Uhr. Die Firma gilt als besonders leise, schnell und besonders geschickt: Sie bohrt mit Spezialgerät. Die Schächte, gewöhnlich gehören drei zusammen, werden in Tiefen von 1,50 bis 12 Meter getrieben. Sie können wahlweise mit konventionellen Sprengkörpern oder mit Atomminen gefüllt werden. Es gibt im Kreisgebiet mindestens einhundert Sprenganlagen mit mehreren Schächten, jeweils installiert an Straßenpunkten, die als kritisch bezeichnet werden – also an der Autobahnbrücke über das Flüßchen Bille zum Beispiel, an Dämmen zwischen zwei Seen im romantischen Ratzeburger Gebiet, in Aumühle genau vor dem Alterswohnsitz »Augustinum« ebenso wie in Mölln vor einer gleichnamigen Einrichtung. Sehr ausgeklügelt hat der Spezial-Sperrzug 600 der Pioniere in Plön, der im Zweifelsfall die Schächte belädt und ferngezündet hochgehen lassen kann, das Atomkraftwerk Krümmel an der Elbe (Gemeinde Geesthacht) mit zwei solcher Schachtanlagen versehen. Zusätzlich konnte man sich das benachbarte Pumpspeicherwerk Geesthacht nicht entgehen lassen: Wenn dort auf der Bundesstraße 5 zwischen Lauenburg und Geesthacht Richtung Hamburg die Sprengschächte in der Straße hochgehen, rauschen 3,8 Millionen Kubikmeter Wasser aus dem Speicher in die Niederung – mehr Wasser als Außen- und Binnenalster zusammen enthalten.

Die Sprengschächte, von einem kreuzförmigen Eisen verschlossen, werden – wohl wegen der Tarnung – im Landkreis Lauenburg von der Polizeidirektion Ratzeburg äußerst gewissenhaft gewartet.

In die Sprengschächte ist eine Kunststofffolie gezogen, die verhindern soll, daß irgendwelche Gegenstände hineinfallen, was ohnehin kaum möglich ist: Die Deckel sind absolut dicht, ohne Abflußmöglichkeit selbst für Regenwasser. Geöffnet werden sie von einem Spezialfahrzeug mit Spezialschlüssel, das bei Inspektionen genau über dem Deckel stehen muß.

Experten des schwedischen Friedensinstituts SIPRI haben mitgeteilt, daß alle Schächte, die tiefer sind als sechs Meter, durchaus geeignet sind, Atomminen aufzunehmen, und gleichzeitig den Fallout durch diese Art der Schachtsprengung auf sechzig Prozent zu reduzieren. Das ergibt nach Computerrechnung in Europa zwar immerhin noch rund 40 Millionen Sofort-Tote – aber die Zahl der lange Dahinsiechenden sei »erheblich einschränkbar«.

Eigentlich, so haben die NATO-Verteidigungsminister im kanadischen Montebello 1984 beschlossen, sollen die Atomminen abgebaut und abgezogen werden – jedenfalls bis zum Jahr 1990. Einstweilen lagern sie für den Lauenburger Landkreis noch in zwei Versionen im Gebiet der Kaserne Kellinghusen bei Hamburg: MADAM und SADAM.

Nach US-amerikanischen Veröffentlichungen – in der Bundesrepublik gelten derartige Angaben als geheim – gibt es derzeit etwa 300 Atomminen auf bundesdeutschem Boden. Im »field manual 5-26« steht, wozu sie da sind: Sie sollen Brücken, Straßen, Dämme und Deiche zerstören und die Schaffung künstlicher Geländehindernisse ermöglichen.

Der Atomminen-Typ »Golf«, der ein bißchen stärker ist als die Hiroshima-Bombe, würde nach Angaben des Pentagon am Frankfurter Autobahnkreuz einen Krater von 74 Metern Tiefe mit einem Durchmesser von 282 Metern reißen. Im Landkreis Lauenburg ist das nach Ansicht von Sprengexperten alles noch ein bißchen viel schlimmer: Der Boden ist locker und sandig.

Nicht genug damit. Es gibt im Landkreis noch weitere Dinge, die den Weg des Feindes hemmen sollen: Panzersperren. Panzersperren, die in den letzten Wochen des 2. Weltkrieges die heranrückenden Alliierten aufhalten sollten, haben das Odium des absolut Lächerlichen. Gleichwohl ist es den NATO-Kriegern eingefallen, neuartige Sperren zu konstruieren. Zum Beispiel in Altengamme zwischen Elbe und dem Alten Land auf dem Deich – just im Durchzugsbereich großer Erdgasleitungen für die Hamburger.

Die Deichstraße ist an einem schönen alten Bauernfachwerkhaus von 48 kleinen Kanaldeckeln unterbrochen, die sich in sechs graden Reihen über die Straße ziehen. Darunter verbirgt sich eine schwere Stahlbetonplatte, die an diesen 48 Punkten schwere Träger aus Spezialstahl aufnimmt. Die Träger werden, 140 Zentimeter hoch, die Straße sperren.

Ähnliche Deckel finden sich an allen Brücken der Hansestadt Lübeck. Der »Travespiegel« befragte dazu den Kommandeur des Pionierbataillions 61 in Lübeck, Helms. Der Mann sagte im wesentlichen, er sei der Meinung, daß Lübeck, das bekanntlich voll sei von »zu schützenden Kulturgütern«, diesen Schutz brauche. Panzersperren seien »blutvermeidend«. Was der Mann verschwieg: Sowohl die Panzersperren wie alle Sprengschächte, sind artilleristisch-elektronisch vermessen. Das bedeutet: Kommt der Feind mit seinen Panzern angerollt und zögert, dann steht er sofort voll im Geschoßhagel.

Aber Panzersperren und Sprengschächte reichen nicht. Die dritte Möglichkeit liegt im Barrier-and-Denial-Plan für den Landkreis: das Anzünden der Wälder.

Betrachtet man die Lage der Sprengschächte und Panzersperren im Landkreis, findet man sie massiert im Bereich Lübeck, Ratzeburg und Mölln. Eine zweite Achse liegt in nordwestlicher Richtung zwischen Lauenburg, Schwarzenbek und Trittau. Das Gebiet zwischen Aumühle und Geesthacht auf der Türschwelle nach Hamburg, ist total versiegelt. Es fällt auf, daß inmitten des Kreisgebietes ein etwa dreißig Kilometer langes und 12 Kilometer breites Oval frei ist von Schächten und Sperren: 27 Prozent der Fläche sind hier edelster deutscher Mischwald, eine Rarität für Forstleute und Naturliebhaber. Der

bildet auf der Achse der Gemeinden Roseburg, Talkau, Borstorf, Sirksfelde, Schippenhorst und Stubben eine ideale Sperre – wenn er brennt. Um ihn brennen zu lassen, wird er mit einer speziellen Blindbrand-Munition für Artillerie und Mörser beschossen – auch das ist elektronisch längst vermessen.

Die Granaten enthalten eine Füllung aus Mineralölen mit Kunststoffzusätzen. Das ist eine leicht brennbare, klebrige Masse, die selbst dann weiterkokelt, wenn es dauerregnet. Sie haftet am Holz und garantiert, daß die Wälder wochenlang unpassierbar sind.

So steht es in dem für diesen Landstrich gültigen Barrier-and-Denial-Plan, den es in Variationen für jeden DDR- und CSSR-nahen Bereich gibt. Selbstverständlich liegt der Plan, »Streng geheim« eingestuft, im Panzerschrank der 6. Panzergrenadierdivision in Schleswig und Hamburg-Wentorf, aber: Es waren zum Verdruß der Krieger in Bonn wieder Herren aus dem Pentagon, die das Geheimnis lüfteten und einen Parallelplan des US-amerikanischen 5. Korps der Öffentlichkeit vorstellten.

Jedermann darf also davon ausgehen, daß der Kreisforst Koberg ebenso brennen wird, wie der Staatsforst Lübeck und der Kreisforst Farchau. Nach verbürgtem militärischem Wissen, würde es vor allem für die Millionenstadt Hamburg einen erheblichen Schutz darstellen, die sechzig Quadratkilometer große geschlossene Restfläche des so geschichtsträchtigen Sachsenwaldes östlich vor der Gemeinde Aumühle zusätzlich in Brand zu schießen. Dieser Forst, den Bismarck vom Kaiser geschenkt bekam, befindet sich nach wie vor im Besitz der Edelfamilie. Es scheint sicher, daß auch dieses heilige Kulturgut deutscher Nation geopfert wird – Militärplaner machen vor nichts halt.

Nicht genug mit brennendem Wald. Die Barrier-and-Denial-Plans besagen, daß der Feind bei seinem Vormarsch »mit allen Mitteln« zu bremsen sei. Ein weiteres Mittel an der Grenze zur DDR sind die Kanäle: der Elbe-Seiten-Kanal, der Elbe-Lübeck-Kanal.

1976 brach der Deich des Elbe-Seiten-Kanals bei Lüneburg. Ursache war Pfusch beim Bau. Die Bundeswehr aber registrierte aufmerksam vor allem die Folgen: Das Land stand 150 Zentimeter hoch unter Wasser. Die Militärs kamen zu dem Ergebnis, daß soviel Wasser Feindpanzer entscheidend hemme, weil gleichzeitig die Wassertiefe nicht ausreiche, um Amphibienfahrzeuge einzusetzen.

»Niemals«, sagt der beamtete Schleusenwärter von Witzeeze, »werden die den Kanal hochgehen lassen. Das hat ja nicht mal Hitler getan, als die Amis und die Russen kamen. Sprengschächte gibt es hier nicht.«

Er sitzt fast darauf. Sie sind zehn Meter entfernt. Explodieren die Sprengsätze, läuft der Kanal, 30 Kilometer lang auf drei Meter Höhe gestaut, in das Land. Der Schleusenwärter glaubt es bis heute nicht.

In dieser Region glauben es nur wenige. Es waren einige wenige Friedensgruppen, die sich von den Sprengschächten erschrecken ließen, die begriffen, daß im Falle des Falles der ganze Landkreis angezündet und in die Luft gesprengt werden wird, zumal die Sprenganlagen meist so gelegt sind, daß sie unmittelbar am Kern von Ortschaften detonieren. Offensichtlich wird hier nicht gelten, was im Fulda-GAP eine großangelegte Studie von Pentagon-Strategen empfahl: Orte mit über tausend Einwohnern zu schonen.

Im Kreis Herzogtum Lauenburg gilt vielmehr die Heeresdienstvorschrift 100/100, in der es unter dem Punkt 2922 wörtlich heißt: »Der Schwerpunkt der Ortsverteidigung ist dort zu bilden, wo die Gefahr besteht, daß der Feind im Zuge breiter Straßen oder über weniger bebautes Gelände schnell und tief in die Ortschaft vordringt. In diesem Ortsteil sind daher Stellungen und Sperren tief zu staffeln und durch Panzerabwehrwaffen zu verstärken. Im Ortskampf muß die Truppe auch auf Rundumverteidigung vorbereitet sein«.

Demnächst wird die nördlichste Grenzregion zur DDR zudem mit einer weiteren Barriere nach Osten eingezäunt – in Gestalt der Sprengstoff-Pipelines, die in den USA und in der Bundesrepublik zur Serienreife ausprobiert wurden. Diese Rohre sind weniger Leitungen als vielmehr zehn bis 20 Meter lange Rohrstücke, die schräg in den Boden gerammt und bei Bedarf gezündet werden. Sprengstoffexperten rechnen für den Detonationsfall »mit steilwandigen Explosionsgräben, die von Panzern kaum zu schaffen sind.«

Was aber geschieht, wenn das alles nichts nützt? Wenn die ganzen Sperren, Hindernisse, Atomsprengtrichter den Feind nicht am Kommen hindern? Dann wird, so sehen es die Krisenpläne vor, die Bevölkerung ins abgelegene Jütland in Süddänemark evakuiert. Das hat mit der Vorne-Verteidigung der Nato zu tun: »Vorne« ist keineswegs der Landkreis Lauenburg oder die Gegend diesseits der deutsch-deutschen Grenze; vorne ist vielmehr das Territorium des sogenannten Feindes, irgendwo weit drüben in Mecklenburg (DDR). Erst wenn es nicht gelingt, den Feind – so die Militärdoktrin – »tief auf (dessen) eigenem Territorium« zu schlagen, wenn also die eigenen Truppen zurückweichen müssen, dann sollen sie sich in einem Landkreis Lauenburg einkesseln, dessen Bevölkerung sicherheitshalber wegtransportiert ist, ein ebenso groteskes, wie eindeutig ins Chaos führendes Vorhaben, an das niemand glaubt, nicht einmal die, die das alle zwei Jahre bei der WINTEX/Cimex-Übung unter ungeheurem Geldaufwand üben müssen.

Ein Zeuge: »Da müssen also 158.000 Menschen über den Nord-Ostsee-Kanal rauf nach Jütland in die Ferienhaus-Siedlungen der Touristen. Ausgerechnet über den Kanal, der im Fall eines Falles sowieso das umstrittenste Objekt im Norden ist. Bei den Übungen ist es so, daß bei Einnahme des Kanals durch den Gegner immer der atomare Hammer eingesetzt wird: Dann ist alles im Eimer zwischen Kiel und Ulm. Und ausgerechnet über diesen Kanal sollen fast 160.000 Menschen nach Norden gebracht werden, während gleichzeitig mehr als 40.000 Soldaten der Bundeswehr, der Engländer und der Dänen in Stellung gehen. Dabei geht man davon aus, daß man drei Tage vor Eintritt in den Krieg Zeit zur Evakuierung hat, was sowieso lächerlich ist. Man geht ferner davon aus, daß diese Menschen nicht in eigenen Fahrzeugen reisen, sondern in requirierten, in allem, was Räder hat, vom Bus bis zum Viehtransporter. Es wird noch lächerlicher: Da wird nicht nur die Masse Mensch nach Norden gebracht, sondern auch alle GVs und Futtermittel. Das ist nicht zu fassen und das klappt auch nie.«

Der Unkundige muß wissen, was eine GV ist. Eine Großvieh-Einheit: ein Rind oder vier Schweine. Aus den Statistiken des Landkreises ist ersichtlich, daß es im Landkreis insgesamt 60.637 Rinder gibt, rund 4.900 Pferde, rund 160.000 Schweine, sowie 329 Truthühner. Das alles muß mit, samt des Futters.

Im Krisenfall ist vorgesehen, daß Polizei die Dörfer durchsucht und die Einwohner in »geschlossene Fahrzeuge« treibt. Jährlich wird geübt, wie realistisch das alles sein mag. Realität ist, daß jede Übung bisher zu großen Teilen »am offensichtlichen Widerstand der Landbevölkerung« scheiterte, was in »Übungsdeutsch« heißt, daß sie eigentlich entweder mit Waffengewalt in die Fahrzeuge getrieben oder gleich hätten erschossen werden müssen. So einfach wird das sein. Im Ernstfall.

Konkret 05/87, S. 18

Niemand

Indianer ganz viel gerne Frisbeescheiben mögen

So war das nicht geplant: Die 15. Jahresversammlung der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte in Königstein im Taunus war eigentlich eine geschlossene Gesellschaft. Hier hat nur Platz, wer sich rühmen kann, mindestens jemanden zu kennen, der schon einen Kommunisten erschlagen hat. KONKRET war trotzdem dabei, hat ausspioniert und abgehorcht. Ein Tagungsbericht von Niemand.

Die Teilnehmer kommen nach und nach in den Tagungssaal. Andere Veranstaltungen haben länger gedauert. Also wird beschlossen, noch zu warten, bevor das Seminar »Menschenrechte in Lateinamerika« anfängt. Man palavert:

»Also Misereor driftet ja auch immer mehr nach links ab.«

»Man muß den Leuten einfach klar machen, daß das in Nicaragua lediglich 500 stramme Kommunisten sind, die den ganzen Rest in der Hand haben und unterdrücken.«

»Am schlimmsten sind aber diese Brigadisten. Bei uns verweigern sie den Wehrdienst, und da nehmen sie die Waffen in die Hand.«

»Also das müßte auch mal ganz offen gesagt werden: Der Mandela, der muß einfach im Gefängnis bleiben, denn der ANC ist ja kommunistisch unterwandert.«

»Ja gegenüber den Kommunisten werden jetzt ja einige auch weich von wegen 'glasnost'. Aber von dem Gorbatschow halte ich überhaupt nichts, der macht doch auch nur eine Riesenschau. «

»Dabei hat der doch nur ganz wenige freigelassen. Und natürlich keine Frau dabei, aber darüber schreibt niemand.«

Das kommt hier direkt aus dem Bauch ohne jegliche diplomatische Schlenker. Hier ist Königstein im Taunus, hier ist die 15. Jahresversammlung der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte (IGFM) im »Haus der Begegnung«, in dem auch eine Organisation wie »Liebeswerk Kirche in Not/Ostpriesterhilfe« ihre Heimatstadt hat. Hier ist man gut beschützt von mehreren Hundertschaften der hessischen Polizei, mit Hundestaffeln und Wasserwerfern. Hier geht es unverblümt zu. Auch der Geschäftsführer Agrusow spricht Klartext: »Schon traditionell profitiert die IGFM von einem besonderen Informationsvorsprung im Bereich der sowjetischen Bürgerrechtsaktivitäten.« Woher dieser Vorsprung rührt, wissen die meisten hier nur zu genau.

Ende der 20iger Jahre gründeten, nach der endgültigen Niederlage der Gegner der sowjetischen Revolution, exilierte »Weiße« den Bund russischer Solidaristen« (NTS). Ihre erste große Stunde kam mit dem Überfall der Hitler-Truppen auf die Sowjetunion. Zusammen mit anderen SU-Flüchtlingen meldeten sie sich freiwillig für den Einsatz im Osten, wurden willfährige Handlanger bei den Verbrechen der Deutschen. Der Sieg der Roten Armee war für sie eine Niederlage.

Doch alte Freunde helfen einander auch in der Not. Während ehemalige Nazis im Westen wieder an ihren Karrieren arbeiteten, wurde auch der alten Kampfgefährten gedacht. Im hessischen Oberursel bauten die Amerikaner mit Reinhard Gehlen, gestützt auf dessen altes Agentennetz und Archiv des NS-Nachrichtendienstes, den BND auf, und nur wenige Kilometer entfernt eröffneten die Solidaristen in Frankfurt ein Büro, gründeten den Kalten-Krieg-Verlag Possev. Geld floß reichlich, denn die ehemaligen Nazihelfer verscherbelten nun ihre mehr oder weniger informativen Berichte an den CIA, BND, das englische MI 6 und den französischen SDECE, nahmen auch schon mal an Sabotage-Aktionen der Gehlen-Truppe in den 50iger Jahren gegen die Sowjet-Union teil. Aber Lohn war nicht nur Geld, sondern auch die Möglichkeit, ihrer Tätigkeit in der Bundesrepublik ungehindert nachgehen zu können. Mindestens bis 1976 betrieben sie, ohne daß irgend eine Poststelle die Funkgenehmigung erteilt hätte, den Sender »Radio Freies Rußland«.

Mit dem Beginn der Brandtschen Ostpolitik merkten aber auch die Krieger des NTS, daß man neue Taktiken im Kampf gegen den verhaßten Kommunismus einsetzen mußte. Warum nicht die Menschenrechtsfrage? Original-Ton NTS: »Die Appelle an die westliche Öffentlichkeit unterstreichen immer mehr die grundlegende Problematik des kommunistischen Totalitarismus als Ursache für die Unterdrückung der Menschenrechte und der Notwendigkeit des Befreiungskampfes.« Im Frühjahr 1972 wurde in Frankfurt die Gesellschaft für Menschenrechte gegründet. Acht der 13 Gründungsmitglieder waren gleichzeitig Angehörige des NTS oder arbeiteten eng mit ihm zusammen, Geschäftsführer schon damals Iwan Agrusow, NTS-Mitglied und in der UdSSR wegen Kriegsverbrechen gesucht. Die ersten beiden Jahre residierte die Gesellschaft für Menschenrechte in bekannten NTS-Adressen in Frankfurt. Zehn Jahre nach ihrer Gründung wurde aus der nationalen die Internationale Gesellschaft für Menschenrechte, die inzwischen in 13 Ländern über eigene Gruppen oder Außenbüros verfügt.

Im Vorraum des Festsaals kann man an den Büchertischen und Stellwänden die Parteilichkeit der IGFM und ihrer Verbündeten in Augenschein nehmen. Ein Tisch zur DDR mit schönstem Sortiment à la Löwenthal, dem IGFM-Mitglied. Den Schwerpunkt bildet die Zweimonatsschrift »DDR-heute« herausgeben von Siegmar Faust für die IGFM. Daneben ein Tisch mit allem über die »Hilfsaktion Märtyrerkirche«, einer über den »Völkermord in Afghanistan«, ein ganzes Tableau

mit Schriften der Christa Mewes unter dem Motto »Das Menschenrecht des ungeborenen Lebens«. Im Mittelpunkt natürlich der Info-Stand mit den gesammelten Materialien der IGFM: Eine 80-Seiten-Dokumentation über die »SWAPO und die Menschenrechte«; zahlreiche Broschüren über »Gewissensgefangene« in der Sowjetunion, DDR, Rumänien-Deutschland, ein Aufruf gegen den Südafrika-Boykott unterzeichnet von Agrusow mit der schönen Erkenntnis: »Die demokratischen Politiker berücksichtigen bei ihren Boykottmaßnahmen viel zu wenig, daß Staatspräsident Piether Botha kein Diktator vom Schlage Gorbatschows ist.« Auch ein Flugblatt zur Lage in Chile, in der das Solidaritätsvikariat der katholischen Kirche gelobt wird, weil es »denjenigen keine Unterstützung gewährt, die nachweislich an Attentaten gegen das Leben oder die Freiheit von Dritten beteiligt waren.« Damit distanziere sich das Vikariat strikt von extremistischen Gruppen, die durch Bombenlegen und Attentate das Land terrorisieren.

Der Beifall läßt da nicht auf sich warten. Auf der Eröffnungsveranstaltung der Jahreshauptversammlung, auf der natürlich auch der Ex-Generalbundesanwalt Ludwig Martin als IGFM-Ehrenvorsitzender spricht, wird auch eine Delegation des türkischen Konsulats begrüßt, der CDU-Stadtrat Udo Müller grüßt im Namen des Frankfurter Magistrats, »der ihre Arbeit schätzt und unterstützt«, dem Herrn Müller folgt der stellvertretende US-Konsul mit einem Grußbrief des Leiters der Abteilung für Menschenrechte im US-amerikanischen Außenministerium, das sich für »Ihre sehr wertvollen Berichte« bedankt. Geschrieben haben u.a. Bundesjustizminister Engelhard, der Bund der Vertriebenen, CDU-MdB Ingeborg Hoffmann (»Auch in meiner Fraktion genießt die IGFM ein hohes Ansehen.«) und der Leiter der Delegation der BRD bei der KSZE, Dr. Ekkehard Eickhoff, der »gerne diese Gelegenheit ergreift, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich durch die IGFM in unserer menschenrechtlichen Zielsetzung auf der KSZE bestärkt und bestätigt fühle.« Da klatscht auch Herr Lehmann vom Innerdeutschen Ministerium, der in Königstein in der ersten Reihe sitzt.

Das Lateinamerika-Seminar beginnt mit einer Panne. Da hatte man doch tatsächlich auch ein Opfer aus Chile eingeladen, Marcela del Carmen Pradenas, die von der Geheimpolizei in Santiago mehrmals entführt und gefoltert worden war. Sie lebt in Madrid. Doch die sonst so hilfsbereiten bundesdeutschen Behörden, spielten nun auch der IGFM mal einen Streich: Frau Pradenas wurde am Flughafen Frankfurt zurückgewiesen, weil angeblich ihre Papiere nicht in Ordnung waren. Doch dann kann es losgehen:

Als erster berichtet Götz von Houwald, der ehemalige bundesdeutsche Botschafter in Managua zu Zeiten Somozas, über ein Projekt mit Sumu-Indianern in Honduras, die natürlich von den Sandinisten aus Nicaragua vertrieben worden sind. Von »seinen Sumus« erzählt der adelige Amateurethnologe, wie der seelige Grzimek von einer bedrohten Seidenraupenart: »Sie sind doch sehr scheu. Aber inzwischen haben wir schon kleine Kaufläden für sie eingerichtet. Das bringt sie langsam der Geldwirtschaft näher.« Und neben Latrinen – »das darf ich hier doch auch in Gegenwart von Damen sagen« – hat man den niedlichen Wilden auch Frisbee-Scheiben geschenkt. Wenn auch dies ein Projekt ist, mit dem die IGFM Leute gewinnen will, die sonst nicht so einfach auf ihre revanchistischen Kampagnen reinfallen, so ist das Interesse bei den abgebrühten Seminarteilnehmern an der miesen Lage der Sumus allerdings ziemlich gering. Ihnen fehlt da das Kämpferisch-Antikommunistische. Wie denn nun die Kirche und die Sandinisten zu dem Problem stünden, will man lediglich wissen. Götz von Houwald, der an der Madrider Tagung teilgenommen hat, auf der die Contras ihre europäische Propagandaoffensive eingeläutet haben, weiß natürlich die gewünschte Antwort: Zwar hätten die Sandinisten den Fehler der Vertreibung erkannt, »aber die Rückrufpropaganda ist sehr gefährlich, denn dort landen die Sumus dann nur in Zwangsarbeitslagern.«

Es folgt der Höhepunkt, das Lieblingsthema der IGFM, der Archipel Gulag in der Karibik: Kuba. 30 000 politische Gefangene hat man dort ausgemacht. Und einer von ihnen tritt leibhaftig auf – Padre Miguel Angel Loredo. Er war von 1966-76 in Kuba im Gefängnis. Natürlich unschuldig, natürlich nur weil er kritischer Christ ist. Daß er an einer geplanten Flugzeugentführung, bei der zwei Kubaner getötet wurden, beteiligt gewesen ist, ist natürlich nur üble castristische Propaganda. In der Kurzbiographie der IGFM heißt es, daß er Kuba, seine Heimat, 1984 »auf Druck der Behörden« verlassen mußte. Im Gespräch stellt sich raus, daß diese kubanische Behörde sein Bischof gewesen ist, also nicht gerade ein Mitglied des ZK. Aber was stören solche Petitessen, jetzt geht es rund: Folter, Unterdrückung der Kirche, inszenierte Autounfälle, die Demagogen der Theologie der Befreiung usw. usf. Nichts wird ausgelassen. Man möchte abhauen.

Aber eine kleine Unterhaltung nach Beendigung des zweistündigen Seminars belohnt das Warten. »Guten Tag, meine Name ist Rabeneik von der Konrad-Adenauer-Stiftung. Wir kennen uns doch.« Der Angesprochene, ein Chilene, der vorher schon erzählt hatte, daß er in seiner Heimat keine Probleme habe und dort ja auch »die Festgenommenen meist sofort wieder freigelassen werden«, kann dies bestätigen: »Ja, gestatten Brandau, wir haben uns auf ihrem letzten Chile-Seminar gesehen.« Nach dem Austausch einiger Höflichkeiten und der Telefonnummern, ist man sich schnell einig, daß der Auftritt des Padre Loredo doch sehr gut geeignet sei, um es der Theologie der Befreiung und ihren kommunistischen Helfershelfern mal richtig zu zeigen. Rabeneik: »Wir arbeiten auch schon an einem Projekt über Religion in Kuba.« – Brandau: »Das trifft sich sehr gut, denn ich wollte demnächst nach Kuba fahren, um vorort Erkundigungen einzuholen. Das heißt, wenn die mir ein Visum geben.« Ja, wenn.

Konkret 05/87, S. 20

Alfred Kemp

Deutsche in Paraguay - eine ehrenwerte Gesellschaft

Die Diktatur des Alfredo Stroessner hat hierzulunde viele Bewunderer. Denn sie ist von Dauer und von deutscher Gründlichkeit. Manchmal überzieht er ein wenig, aber das ficht die hiesigen Propagandisten seines Regimes nicht sonderlich an.

Weißt Du, es ist möglich, daß unser Gehen nach Paraguay uns zu ziemlichen Wohlstand führen kann. Jedenfalls verzinst sich Geld da drüben ausgezeichnet, selbst wenn man es bloß ganz sicher auf Hypothek dort ausleiht, bekommt man schon 12 Prozent, weil eben Geld rar und Grund und Boden jedes Jahr im Werthe steigend und seiner eminenten Fruchtbarkeit wegen äußerst gut rentirend ist«. – So schrieb Elisabeth Nietzsche ihrem Bruder Friedrich im Mai 1885, ein gutes halbes Jahr, bevor sie mit ihrem Ehemann Dr. Bernhard Förster nach Paraguay auswanderte. Förster verfolgte konsequent den Gedanken, in Paraguay eine Kolonie, ausschließlich mit deutschen Aussiedlern, zu etablieren: Ihm schwante der Deutsche, der Übermensch in totaler Harmonie mit der Natur. Die Kolonie sollte Neu-Germania heißen. Friedrich Nietzsche war _deutlich: »... – mich brächte man nicht mit zehn Pferden dahin, wo, wenn ich recht berichtet bin, nicht einmal eine gute Bibliothek zu finden ist.« Elisabeth Nietzsche eröffnete ihrem Bruder, den wahren Grund ihres Fortganges: »Da drüben kann ich thun was ich will, da machen wir uns unsre Gesetze selbst, und es beleidigt, noch schmerzt es irgend eine zarte Seele.«

Ähnliches muß sich wohl auch ein Bierbrauer aus dem oberfränkischen Hof gedacht haben, als er um die Jahrhundertwende an der paraguayisch-brasilianischen Grenze ansiedelte und sich eine Guarani-Indianerin zum Weibe nahm. Diese gebar ihm einen Sohn, der sich nun bereits seit 33 Jahren seine Gesetze selbst macht: der inzwischen 73jährige Diktator und General Alfredo Stroessner.

Allerdings hat dieser schon so mancher »zarten Seele« Schmerzen zugefügt: Er installierte sich in der Macht und herrscht seitdem mittels Terror, Folter, Mord und Verbannung. Etwa ein Viertel der Bevölkerung lebt im Exil, denn sein Antikommunismus sieht bereits in jedem Christdemokraten einen potentiellen Lakaien Moskaus.

Dieses Weltbild hat durchaus Tradition unter den Deutschen Paraguays: Noch vor 1933 wurde die erste NSDAP-Auslandsorganisation gegründet – eben in Paraguay. Gründungsmitglied Werner Jung verhalf 1959 einem Gesinnungsgenossen zu der rettenden Staatsbürgerschaft Paraguays: dem KZ-Arzt Josef Mengele. Eine Nazi-Tradition, die sich bis heute fortsetzt.

Selbstredend ist's, daß sich die Beziehungen zwischen der BRD und Stroessners Paraguay von Anfang an gedeihlich entwickelten. Oberst Rudel tat sein übriges zur Belebung der wirtschaftlichen Kontakte (er war Handelsreisender u. a. in Sachen Siemens). Des Diktators Weltbild war so ganz nach dem Geschmack des Adenauerschen Auswärtigen Amtes, und man schickte ihm die richtigen bundesdeutschen Botschafter. So kam 1965 Hubert Krier in Asuncion an, bereits mit der Weisung im Koffer, »in Sachen Mengele nicht zu unternehmen«, obwohl doch seit sechs Jahren ein deutscher Haftbefehl gegen Mengele und seit 1962 ein Auslieferungsantrag der paraguayischen Regierung vorlag. Die Erklärung des Staatssekretärs Duckwitz, »daß das deutsche Verlangen, Paraguay solle einen eigenen Staatsangehörigen an Deutschland ausliefern, grotesk und unsinnig sei«, hat ihm »sehr eingeleuchtet«. So also tat Krier nichts, dafür machte er sich umso beliebter bei Stroessner, der ihn bis heute als seinen Honorargeneralkonsul in München unterhält.

Auch der letzte BRD-Botschafter, Konrad Gracher, war äußerst entgegenkommend. In einem Zeitungsinterview bezeichnete er Paraguay als eine »Insel der Stabilität« und setzte sich für eine großzügig bemessene Entwicklungshilfe ein. Seinen Wirtschaftsattaché ließ er in der Zeitschrift der örtlichen deutschen Handelskammer verkünden: »Am sichtbarsten wird unsere finanzielle Zusammenarbeit im Bereich des Ausbaus des Fernmeldewesens, ... bei dem deutsche Firmen mit Lieferaufträgen erheblichen Umfangs berücksichtigt wurden.«

Wegen eben dieser Entwicklungshilfe hat nun die SPD-Bundestagsfraktion eine Anfrage an die Bundesregierung gerichtet. Mit Hilfe eines 44-Millionen-DM-Kredites kaufte sich nämlich die staatliche Telekommunikationsbehörde ANTELCO bei Siemens die modernsten Installationen. Aber besagte ANTELCO, bei der in der BRD ausgebildete Techniker und deutsche Bundespost-Experten arbeiten, hat noch vor kurzem mit potenten Störsendern den einzigen oppositionellen und zugleich populärsten Rundfunksenders Paraguays, Radio Nanduti, endgültig zur Strecke gebracht. Eine bezeichnende Entwicklungshilfe: Zunächst fließt das gewährte Darlehen in deutsche Hände, nämlich an Siemens zurück, und außerdem erhält man noch dem Diktator seinen Repressions- und Zensurapparat. O-Ton Wirtschaftsattaché: »Abschließend kann festgestellt werden, daß unsere derzeitigen Entwicklungsprojekte grundsätzlich gut konzipiert und richtig plaziert sind. Sie entsprechen sowohl den entwicklungspolitischen Zielsetzungen des Gastlandes, als auch denen der BRD.«

Zwar versucht Genschers Truppe seit neustem, nach außen hin eine kritische Distanz zu Stroessner zu bekunden, aber eigentlich ist Genschers Amt bemüht, eine »weiche« Paraguay-Politik zu fahren.

Die Grünen-Bundestagsfraktion hatte bereits 1985 die Tatsache verurteilt, daß die CSU-nahe Hanns-Seidel-Stiftung in Paraguay mit der dem Diktator treu ergebenen Colorado-Partei zusammenarbeitet, indem sie ein »Fortbildungszentrum für Verwaltungskräfte« finanziert. Kohl sprang seinem Freund Strauß zur Seite und ließ erklären, es handele sich hierbei lediglich um »eine private Einrichtung, die staatlich anerkannt sei, und die der Fachaufsicht der Nationalen Universität unterstünde«, was von vorne bis hinten gelogen ist. Denn sowohl die Universität als auch das Fortbildungszentrum werden vom Staat finanziert, sind also staatlich, und außerdem muß jede »Verwaltungskraft« im öffentlichen Dienst Parteimitglied sein.

Stroessners Vorliebe für Bayern und Strauß hat eine längere Tradition. Als er 1973 in der BRD war, hatte es ihm ganz besonders der bayerische Landesvater Alfons Goppel angetan. Alfons Goppel errichtete eine Stiftung seines Namens und spendete über eine Million DM für den Bau einer landwirtschaftlichen Schule in den deutschsprachigen Mennoniten-Kolonien. Der CSU-MdB Heinrich Aigner gründete 1977 die Ludwig-Frank-Stiftung, die satzungsgemäß (»...den Gefahren von Volksfront und Eurokommunismus erfolgreich zu widerstehen«) gute Kontakte zu Stroessner pflegte. Sein Sohn Heinz Aigner (»Die Mennoniten geben den Indianern Arbeit und Brot. Nicht viel, aber immerhin«), 1976 Wahlkampfhelfer Kohls und danach bis 1982 persönlicher Referent Filbingers, begann dagegen seine Paraguay-Karriere erst im Jahr 1981.

Damals war Stroessner Gastgeber eines in Asuncion stattfindenden Kongresses der Antikommunistischen Weltliga, an dem neben Aigner auch Löwenthal, Anastasio Somoza und Augusto Pinochet teilnahmen. Während dieses Paraguay-Aufenthaltes lernte Heinz Aigner die Tochter eines paraguayischen Richters kennen, sie verliebten sich und heirateten. 1983 gründete er in Stuttgart das »Institut für deutsch-paraguayische Beziehungen zur Wirtschafts- und Kulturförderung GmbH (IdpA)«, das sich im Vorstellungsprospekt (mit Vorwort von Landesvater Lothar Späth) als Consulting-Firma den potentiellen Paraguay-Investoren andient. Und wer ist der Vorsitzende des IdpA-Kuratoriums? Alfons Goppel.

Aigner hält sich zu gute, die 1985 an Stroessner ergangene Einladung in die BRD erwirkt zu haben. Er hätte dies mit Strauß und Bundeskanzleramtschef Philipp Jenninger geschaukelt. Verständlich, daß Aigner ungehalten war, als Stroessner den Besuch absagen mußte: Das »Aufschreien bundesdeutscher Linker gegen das politische Regiment Stroessners läßt sich nur in einem weltpolitischen Zusammenhang verstehen«, nämlich als »wohldosierte Handlungen im Rahmen einer marxistischen Weltbürgerkriegsstrategie«. Überhaupt hat Aigner eine Vorliebe für verquaste Begriffe: In einer WDR-Sendung bezeichnete er Paraguay als eine »militärische Demokratie«.

Auch Hubert Krier hat sich inzwischen um den Ruf Stroessners verdient gemacht: In seinem Buch »Tapferes Paraguay« beschreibt er Stroessner als einen »gutmütig und bieder wirkenden Mann, ... höflich und bescheiden«. Kriers Kollege in Westberlin, Honorarkonsul Bernd Bertram, hatte, durch eine Fügung des Schicksals, nicht viel Zeit, Stroessners Ruhm in der BRD zu mehren. Im Gegenteil: Erst im Mai 1986 zum Konsul berufen, wurde er schon zwei Monate später in U-Haft genommen. Seitdem wartet er in Moabit auf seinen Prozeß, die Anklage wird auf »Untreue in einem besonders schweren Fall, Subventionsbetrug und Bestechung« lauten.

Ein weiterer mit der Justiz in Konflikt geratener Konsul ist Hans-Hermann Weyer, seines Zeichens Sonderbotschafter Paraguays. Er flüchtete vor dem Zugriff der bundesdeutschen Justiz nach Paraguay, wo er sich dank der protegierenden Schwester Stroessners etablieren konnte. Als diese dann starb und ihm außerdem das Geld ausging, mußte er Asunción Hals über Kopf verlassen. Seitdem lebt er in Brasilien und bereitet sich auf die Rückkehr in die Bundesrepublik vor.

Weyer »verdiente« sich seinen Unterhalt in Asuncion mit dem Verkauf von Immobilien an begüterte Deutsche. Eine Dokumentation listet 45 Landverkäuferfirmen in der BRD auf, die sich allein auf den Verkauf von paraguayischen Immobilien spezialisiert haben. Mitunter geht es da sehr munter und offen zu. So preist der Zwergel Verlag im schwäbischen Remchingen das Buch »Paraguay für Profis« an als ein »absolutes Muß für jeden, der sich für ein Land interessiert, – das einen riesigen Frauenüberschuß hat und in dem die deutsche Staatsanwaltschaft und der Fiskus keine Zugriffsmöglichkeit hat«.

Heinz Aigners IdpA sieht seine eigentliche Aufgabe in der Verwirklichung des BRD-Besuches Stroessners. Sicherlich wird ihm Franz-Josef Strauß behilflich sein. Aber Aigner kann sich sogar der Unterstützung des einstigen Staatsministers Möllemann sicher sein, der schon 1985 die Einladung befürwortete und meinte, bei Stroessner lasse sich doch trefflich »dafür werben, die Demokratie einzuführen«.

Das muß ihm wohl sein damaliger Lateinamerika-Beauftragter Kullak-Ublick vorgekaut haben. Letzterer ließ es sich auch nicht nehmen, die Einladung Kohls an Stroessner persönlich in Asuncion zu übergeben. Er hatte auch allen Grund dazu, da er bei dieser Gelegenheit verwandtschaftliche Beziehungen pflegen konnte. Seine Frau, damals mit von der Partie, ist eine geborene Heikel, und des Diktators ältester Sohn Gustavo ist mit einem Fotomodell namens Heikel verheiratet. Gustavo Stroessner, Kullak-Ublick und die Heikel-Frauen verbrachten ein gemeinsames Wochenende auf Gustavos Estancia. Inzwischen ist der Lateinamerika-Beauftragte zum Bonner Botschafter in Chile katapultiert worden.

Friedrich Nietzsches Schwester hatte sich, nachdem sie schon einundhalb Jahre in Paraguay lebte, mit Problemen herumgeschlagen, die bis heute die gleichen geblieben sind: »Leider haben wir hier recht unter dem niedrigen Niveau, auf

welchem die Mehrzahl der hiesigen Deutschen in Bezug auf Rechtlichkeit und Anstand stehen, zu leiden. Wir müssen so viele Menschen mit unsicherer Vergangenheit und noch unsicher(er)en Grundsätzen, welche sich heuchlerisch an uns drängen, zurückweisen...«.

Konkret 05/87, S. 22

Jürgen Kuczynski

»Die Bürokratie muß vernichtet werden«

Was bedeutet der Kurs des Michail Gorbatschow für die Zukunft des Sozialismus? Und hat der Kapitalismus noch eine Perspektive? KONKRET befragte den Nestor der Gesellschaftswissenschaften in der DDR, Prof. Jürgen Kuczynski

KONKRET: Ein Kommunist übt heftige Kritik an den Zuständen in seinem sozialistischen Land. Er spricht von »schwer erträglichen Erscheinungen des Bürokratismus«; er verlangt »die Erweiterung unserer Demokratie«; er übt Kritik an der »Schönfärberei« und »Phrasendrescherei« der »Apologeten« des Sozialismus; er wirft der Presse »völlig ungenügendes kritisches Verhalten« vor; er fordert Wahlen und den Verzicht auf Einstimmigkeit; er will den Geist der westlichen Konsumgesellschaft bekämpfen, der überall eingedrungen sei. Die Schrift, in der all das steht, ist 1983 erschienen, heißt »Dialog mit meinem Urenkel« und stammt von Ihnen. Bis in einzelne Formulierungen hinein deckt sich diese Schrift mit der Rede Gorbatschows vorm ZK der KPdSU vom Januar dieses Jahres. Sind Sie der Ghostwriter des sowjetischen Generalsekretärs?

Kuczynski: Erstens haben Sie jetzt unterschlagen, daß sowohl Gorbatschow als auch ich zunächst die Großartigkeiten des Sozialismus beschrieben haben und erst dann auf außerordentlich wichtige, aber natürlich sekundäre Erscheinungen eingegangen sind. Dabei habe ich versucht festzustellen, welche dieser Erscheinungen auf unseren eigenen Fehlern beruhen und welche von den Schwierigkeiten der Weltlage verursacht sind. Zweitens: Ich glaube, Gorbatschow und ich, wenn ich das so formulieren darf, haben eine Sache gemein, nämlich daß wir beide auf Lenin zurückgehen.

KONKRET: Wie Gorbatschow zitieren auch Sie, wenns drauf ankommt, nur noch Lenin. Die dazwischen liegenden Parteiführer kommen reichlich kurz dran.

Kuczynski: Ja, sie kommen etwas kurz, wie auch die Gesellschaftswissenschaftler. Gorbatschow hat gesagt, daß in dem letzten Halbjahrhundert von unseren Gesellschaftswissenschaftlern wenig geleistet worden ist. Auch das habe ich schon lange gesagt.

KONKRET: Auch Sie unterscheiden zwischen Deformationen des Sozialismus, die selbstverschuldet sind, und solchen, die der »Weltklassenkampf« erzwungen hat. Mit dem Argument, unter dem Druck dieses Kampfes ließen sich gewisse Deformationen nicht vermeiden, läßt sich natürlich fast alle Kritik totschlagen.

Kuczynski: Na, ich habe nicht allzuviel totgeschlagen.

KONKIIET: Aber die Apologeten, die Schönfärber, gebrauchen dieses Argument bei jeder Kleinigkeit. Die sagen immer: Achtung, Feind hört mit.

Kuczynski: Das ist natürlich albern. Selbstverständlich hört der mit und selbstverständlich weiß er unendlich viel über uns, ob wir das selber sagen oder nicht. Dagegen würde es unsere Bevölkerung sehr begrüßen, wenn über diese Mängel offen gesprochen würde.

KONKRET: Warum kommt diese Kritik an den Fehlern und Mängeln der sozialistischen Staaten erst jetzt?

Kuczynski: Ich habe sie seit vielen, vielen Jahren geübt, und ich war sehr froh, als Breschnew auf dem 26. Parteitag sagte, unsere Philosophen bewiesen immer nur, was längst bewiesen sei. Ich war froh, als Andropow sagte, unseren Ökonomen solle doch endlich mal was Neues einfallen. Aber Gorbatschow hats noch viel besser gesagt. Für mich gibt es drei große Perioden der Gesellschaftswissenschaften in der Geschichte der Menschheit. Die erste ist das antike Griechenland; die zweite ist die Renaissance; und die dritte sind die zwanziger und die ersten der dreißiger Jahre in der Sowjetunion. Wenn Gorbatschow jetzt auf Lenin zurückkommt, so oft und so großartig, dann ist das für mich eine Erinnerung an die Zeit Lenins und seiner Schüler. Damals herrschte eine Kühnheit, die sowohl große positive Dinge hervorbrachte als auch Fehler von gewaltiger Intelligenz. Wir haben heute noch nicht begriffen, welche Bedeutung intelligente Fehler haben können, und daß uns deren Diskussion viel weiter bringt als tausend kleine Richtigkeiten.

KONKRET: Gorbatschow nennt das, was er vorhat, eine Revolution. Was für eine Art Revolution kann das sein?

Kuczynski: Es ist eine Revolution des Denkens, alle Dinge müssen völlig neu und kühn durchdacht werden. Ich schreibe beispielsweise gerade an einem Artikel über das Problem, ob der Imperialismus ohne Rüstung leben kann. Im 19. Jahrhundert hat Engels eine Schrift über die Abrüstung geschrieben, in der er feststellte, daß der Kapitalismus durchaus abrüsten und weiterbestehen kann. Dann kam Lenin und hat völlig zu recht festgestellt, daß der Imperialismus ohne Kriege nicht funktionieren kann. Heute ist es wieder anders, weil einen Weltkrieg keiner überlebt. Folglich muß man diese Dinge ganz neu durchdenken. Und so ist es auf vielen anderen Gebieten.

KONKRET: Wenn Sie Gorbatschows Initiative so großartig finden – was hielten Sie davon, wenn Erich Honecker vorm ZK der SED auch so eine Rede hielte, wie der sowjetische Generalsekretär das vor seinen Genossen getan hat?

Kuczynski: Wissen Sie, das ist eine komplizierte Sache. Wir sind ja völlig einig mit der Sowjetunion in der Außenpolitik, in der Frage von Krieg und Frieden. Wir haben eine ganze Reihe von Maßnahmen auf dem Gebiet der Wirtschaft schon lange vor der Sowjetunion durchgeführt. Aber die große, die fundamentale Sache, die Gorbatschow gebracht hat, ist die Rückkehr zur offenen und offensiven Haltung Lenins. Und da können wir von der Sowjetunion eine ganze Masse lernen.

KONKRET Also immer mal wieder: »Von der Sowjetunion lernen, heißt siegen lernen«?

Kuczynski: Nicht immer. Es gab Zeiten, wo es nicht so war, obwohl ich bekennen muß, daß ich das immer mitgemacht habe, ganz naiv.

KONKRET Gorbatschow hat gesagt: »Wir brauchen die Demokratie wie die Luft zum Atmen«. Was für eine Demokratie ist da gemeint?

Kuczynski: Das Entscheidende an dem Begriff Demokratie, wie Gorbatschow ihn gebraucht, ist die Mittätigkeit der Menschen unten an der Entwicklung. Also im Bezirk Weißensee wird an irgendeiner Ecke ein Bäckerladen geschlossen, weil ein Mensch im Magistrat das Gefühl hat, es gebe genug Bäckerläden. Demokratisch wäre es, wenn er – wozu haben wir Abgeordnete? – die Abgeordneten auffordern würde, mit der Bevölkerung zu sprechen, ob die auch findet, daß es zuviele Bäckerläden gibt. In den Betrieben, nicht in allen, aber doch in vielen, müßte die Initiative der Arbeiter für Veränderungen von Verhältnissen geweckt werden, die sie bei der Arbeit stören. Man muß sich überhaupt viel mehr darum kümmern, was die Arbeiter verlangen – im Betrieb, im Verkehrswesen, bei der Ernährung undsoweiter. Lenin war beglückt über Unzufriedenheit der Menschen, weil Unzufriedenheit Initiativen auslöst. Das ist bei uns nicht mehr der Fall, da herrschen viel Lethargie und Passivität aufgrund schlechter Erfahrungen mit der Bürokratie. Die Bürokratie ist ganz schrecklich bei uns.

KONKRET: Sie haben aber geschrieben, sie sei besser als die im Kapitalismus, denn die sozialistische Bürokratie richte sich gegen jeden.

Kuczynski: Richtig. Oder nehmen wir die schreckliche Einmütigkeit von Beschlüssen. Es gibt Beschlüsse zum Friedenskampf – die müssen einmütig sein. Aber alle operativen Diskussionen müssen doch, wenn eine Reihe intelligenter Menschen, ob im Betrieb oder im Zentralkomitee, beisammen sind, zu unterschiedlichen Auffassungen führen. Lenin hätte jede Versammlung auseinandergejagt, in der einmütige operative Beschlüsse gefaßt worden wären, weil er sich gesagt hätte, das sind offenbar alles Schafe und Dummköpfe. Denn wenn intelligente Menschen über den besten Weg diskutieren, muß es doch verschiedene Auffassungen geben. Deshalb haben wir ja in unserer Partei den Grundsatz, daß Beschlüsse mit Mehrheit gefaßt und einmütig durchgeführt werden.

KONKRET: Diese Art der Willensbildung wurde der Arbeiterklasse in der Zeit nach Lenin aber gründlich abgewöhnt.

Kuczynski: Nicht nur der Arbeiterklasse.

KONKRET: Auch der Intelligenz, auch...

Kuczynski: Allen.

KONKRET: Und wie gewöhnt man das wieder an. Sollen sie jetzt erziehungsdiktatorisch gezwungen werden, endlich wieder ihre Meinung zu sagen?

Kuczynski: Nein. Es gibt eine außerordentlich wichtige Sache, die bei uns unterentwickelt ist, und das ist der Meinungsstreit. Nicht nur bei operativen Beschlüssen, auch bei wissenschaftlichen Diskussionen. Wenn Sie sich die wissenschaftliche Kritik bei uns ansehen – die ist von einer Langweiligkeit, das ist gar nicht zu sagen.

KONKRET: Und wie ändert man das?

Kuczynski: Durch Ermutigung. Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen: Wir haben doch einmal im Jahr in den Grundorganisationen der Partei Wahlversammlungen, zu denen auch jemand von der Kreisleitung kommt. In meinem Institut – ich war damals noch Direktor – hatten wir eine ordentliche Diskussion. Zum Schluß sagte der Vertreter der Kreisorganisation: Was ihn besonders gefreut habe, sei, daß auch der Genosse Kuczynski kritisiert worden sei. Da saßen meine Leute mit offenem Mund da, weil das bei uns ganz üblich war, daß der Institutsdirektor kritisiert wurde. Aber das hatte er offenbar noch nicht erlebt und es freute ihn.

KONKRET: In Ihrem Buch wenden Sie sich gegen die Vorstellung, es gebe im Sozialismus nur noch »harmonische Widersprüche«, und schrieben: »Harmonie im täglichen Leben einer sozialistischen Gesellschaft – das ist der Traum von Philistern und Kleinbürgern.« Welche Widersprüche gibt es in der DDR?

Kuczynski: Zum Beispiel den Bürokratismus. Wir nennen solche Widersprüche antagonistisch, die nicht durch Synthese zu einem neuen Besseren führen können, sondern deren eine Seite vernichtet werden muß. Sozialistische Verwaltung und Bürokratie sind ein antagonistischer Widerspruch. Die Bürokratie muß vernichtet werden.

KONKRET An einer anderen Stelle sagen Sie: Lieber größere Aufbauschwierigkeiten im Augenblick, als dem Kapitalismus und seinen Arbeitsmethoden Einlaß gewähren.

Kuczynski So? Manchmal bin ich über meine Intelligenz überrascht.

KONKRET Was denken Sie dann über die Intershop-Politik?

Kuczynski Das ist ganz was anderes, ne reine Devisengeschichte. Im Jahre 1930 besuchte ich Karl Radek. Wir hatten eine lange Unterhaltung und zwischendurch machte er immer ziemlich starke Anti-Sowjet-Witze. Ich sagte: Genosse Radek, warum machen Sie das? Da sagte er: Genosse Kuczynski, das ist sehr wichtig, diese Witze verkaufen wir gegen Devisen an den Feind. Das Devisenproblem ist ein uraltes Problem aller sozialistischer Länder, und wenn wir durch die Intershops Devisen reinkriegen, nun gut. Es ist wahrhaftig nicht schön.

KONKRET Es entsteht eine privilegierte Schicht von Besitzern einer zweiten, besseren Währung – das muß doch ideologisch verheerende Folgen haben.

Kuczynski Das ist nicht erfreulich, aber offenbar wird der Bedarf an Devisen höher eingeschätzt als der ideologische Schaden.

KONKRET Das gehört bestimmt nicht in die Kategorie der intelligenten Fehler.

Kuczynski: Nein, nein – aber da gibt es verschiedene Ansichten. Ich bin in dieser Sache ganz kühl. Ich gehe nie hin.

KONKRET Wohin wird das, was heute realer Sozialismus heißt, sich in den nächsten Jahren entwickeln?

Kuczynski Das Entscheidende wird die Entwicklung in der Sowjetunion sein. Wenn die so läuft, wie Gorbatschow und das Politbüro das wollen, wird dies eine ganz große Wandlung in den sozialistischen Ländern herbeiführen. Ich war zum ersten Mal 1930 in der Sowjetunion. Das Wundervolle damals war der Schwung in der Bevölkerung. Dieser Schwung ist zu einem beachtlichen Teil verlorengegangen. Ihn wiederzugewinnen, ist das Entscheidende an der Revolution, die Gorbatschow anstrebt.

KONKRET Es gibt ängstliche Sozialisten und hoffnungsfrohe Kapitalisten, die beide meinen, diese Revolution könne zur Konterrevolution vorangetrieben werden.

Kuczynski: Die Überzeugung und die Tatsache, daß wir in entscheidenden Fragen dem Kapitalismus überlegen sind, bieten die Sicherheit, daß das Überschreiten der alten Grenzen und die Liberalisierung, die wir in aller Kühnheit durchführen, nicht zu dem führen, was sich die Journalisten aus der Welt des Kapitals erhoffen.

KONKRET Sie sagten, Sie arbeiten an einem Artikel zur Frage, ob der Kapitalismus ohne Rüstung leben könne. Warum sorgen Sie sich darum, ob und wie der Kapitalismus leben kann?

Kuczynski: Ich sorge mich sehr darum. Unser Interesse ist immer noch dasselbe wie auf dem 7. Weltkongreß der Komintern, als Dimitroff sich nicht gegen das Monopolkapital, sondern gegen die reaktionärsten Teile des Monopolkapitals wandte, die im Faschismus zum Ausdruck kamen. Heute ist es so: In den USA steigt die Produktivität der Wirtschaft kaum noch, vielleicht um ein halbes oder ein Prozent pro Jahr, gegenüber drei, vier Prozent in früheren Jahren. Das liegt daran, daß über die Hälfte der Wissenschaftler mit acht Prozent der Produktion, nämlich mit der Rüstung, beschäftigt ist. Für die übrigen 92 Prozent der Wirtschaft sind weniger als die Hälfte der Wissenschaftler da. Das wirkt sich auf die Zivilindustrie aus. Überall finden Sie Nachrichten über die sinkende Qualität amerikanischer Produkte. Ich bin interessiert daran, diesem Teil des Monopolkapitals zu zeigen, daß es durch Konzentration auf Rüstung im kapitalistischen Weltmaßstab immer weiter verliert. Und ich will ihnen zeigen, daß ihre Profite steigen würden, wenn sie sich für Abrüstung entscheiden würden.

KONKRET Ist das denn realistisch? Würden die fünfzig Prozent der Wissenschaftler, die sich heute mit Rüstung beschäftigen, nicht einfach arbeitslos?

Kuczynski Nein, nein. Vergleichen Sie Japan und die USA. Warum ist Japan in einem Gebiet nach dem anderen technisch so ungewöhnlich vorangekommen? Weil es seine ganzen Wissenschaftler auf die Zivilindustrie konzentrierte.

KONKRET Aber auch in Japan nimmt das Wachstum des Bruttosozialprodukts ab, auch dort steigt die Arbeitslosigkeit, und Sie schreiben doch auch: »Der Kapitalismus ist zum Tode längst verurteilt.« Sollen Ihre Ratschläge Sterbehilfe sein?

Kuczynski Ich bin überzeugt, daß der Sterbeprozeß sich länger hinausziehen wird, wenn es zur Abrüstung kommt. Mit dieser Erkenntnis will ich die Zivilmonopole an Abrüstung interessieren. Lenin hat einmal gesagt, daß über den Interessen des Proletariats die allgemeinen gesellschaftlichen Interessen stehen. Die Abrüstung und die Erhaltung des Friedens sind ein allgemeines gesellschaftliches Interesse, und darum macht es mir garnichts aus, wenn ich für die Profite der amerikanischen Zivilindustrie sorge.

KONKRET Aber für wen soll die denn produzieren? Die Dritte Welt ist als Markt so gut wie ausgefallen, der kapitalistische Markt wird mehr und mehr zu einem Binnenmarkt. Wenn die US-Monopole dort wieder ein bißchen mehr

verkaufen, werden die Japaner und die Westeuropäer ein bißchen weniger los. An der Gesamtsituation des kapitalistischen Lagers ändert sich gar nichts.

Kuczynski Doch. Wenn das amerikanische Kapital mit seiner Rüstung zurückgeht, würde das die gesamt Weltsituation ändern. Kein Mensch kann was gegen die imperialistische Konkurrenz tun, aber wogegen man was tun kann, ist die imperialistische Rüstung.

KONKRET Uns scheint, Sie fürchten sich vor einer Situation, in der die USA in so große wirtschaftliche Schwierigkeiten kommen, daß sie in Agonie um sich zu schlagen beginnen?

Kuczynski: Diese Gefahr besteht durchaus. Vor hundertvierzig Jahren war Marx begeistert über jede Krise des Kapitals, weil er glaubte, das würde die Revolution näherbringen. Heute bin ich keineswegs glücklich über die Idee einer zyklischen Krise in der Welt des Kapitals, weil das amerikanische Monopolkapital dann durch äußere Aggression von den inneren Verhältnissen abzulenken versucht wäre. Das ist ein wichtiger Gedanke.

KONKRET Es wäre also Aufgabe des sozialistischen Lagers, dem US-Kapital das Überleben zu ermöglichen?

Kuczynski: Nur das Längerleben, nicht das Überleben.

KONKRET Sie sagten, Sie seien wenig glücklich über die Idee einer zyklischen Krise.

Kuczynski: Wenn jetzt die typische Krise kommt, ja.

KONKRET Meinen Sie denn, sie käme nicht?

Kuczynski: Ich erwarte sie noch in diesem Jahr, und sie besorgt mich. Sie besorgt mich zum Beispiel wegen Nicaragua.

KONKRET Die alte Strategie: Ablenkung der Arbeitslosen auf patriotische Heldentaten?

Kuczynski: Genau das. Im Jahre 1922 wurde zum ersten Mal eine sowjetische Delegation auf einen internationalen Friedenskongreß in Haag eingeladen. Und Lenin sprach vorher mit den Delegierten und sagte: Der Krieg muß unter allen Umständen verhindert werden, denn in dem Moment, wo der Krieg ausbricht, hat die herrschende Klasse die übergroße Mehrheit der Bevölkerung einschließlich der Arbeiterklasse hinter sich mit der Losung: Verteidigung des Vaterlands. Das war die Lehre aus 1914. Und in diese Richtung läuft meine Befürchtung. Aber gegen die Krise ist gar nichts zu machen, nein, natürlich nicht.

KONKRET Könnte die nächste Krise die letzte sein?

Kuczynski: Nein, ich hoffe nicht.

Konkret 05/87, S. 26

Peter Krauß

»Ich bin hier, um dem Krieg auf die Schliche zu kommen«

Einer, dem man es nicht ansieht, dem man es nicht zugetraut hatte, von dem man es nicht erwarten durfte, der den Frieden will und die Natur liebt – auch – , einer, der als Kind mit Panzern spielte und sich doch dem Dienst mit der Waffe verweigert hat, der zieht ins Feld, der zieht mit ins Manöwer-Feld. Der zieht da mit! Darf er das, und wenn ja, warum nicht?

1. Krieg. Oben, auf dem Feldhügel, cirka 1000 Meter entfernt, steht eine Scheune. Ob da nun verletzte Kinder, waffenputzende Feinde oder einfach Milchkühe verborgen sind, ist durch das Nachtfernrohr des Raketenwerfers nicht auszumachen. Leises Surren. Auf Knopfdruck schwenkt das Sitzplateau des im Dickicht geparkten Raketenwerfers, die Raketenabschußrampe geht in Position und nimmt das Ziel ins Visier. Betriebssystem okay, klar zum Feuern. 1 Knopfdruck, 1 Zischen und Knallen, oben, am Horizont, flammt es grell auf. Mission erfolgreich beendet – die Scheune ist weg.

Aber: Wer, bitteschön, saß im Panzer, wer lag im Heu?

Nicaraguanische Soldaten haben soeben erfolgreich eine Stellung der Contras vernichtet: Wir dürfen uns freuen.

Dementi: Die Streitkräfte der Konterrevolution in Honduras haben vor einer halben Stunde dem Feind erhebliche Verluste zugefügt: Saubande von Söldnern und Killern.

Bis hier funktionieren Sympathiegefüge und Parteinahme noch einigermaßen. Die Sachlage ist klar. Hier Freund, da Feind. Hier blutrünstiger Aggressor, dort sorgenvoller Verteidiger.

Aber was, um Himmelswillen, muß geschehen sein, wenn der Raketenwerfer in einem Waldstück an der bundesdeutsch-tschechischen Grenze steht, man im Jahr 1987 lebt, in der Scheune amerikanische Soldaten aus Plastiknäpfen Bohnen mit Nudeln löffeln, und in dem Raketenwerfer, an einem der unzähligen Drücker, sitzt ein Sozialdemokrat, Mitglied im Bund Naturschutz und Kriegsdienstverweigerer, der brav Miete und Steuern zahlt, in den Jahren 79, 80, 81 zu Bonn selbstverständlich mit aufmarschiert ist. Was dann?

»Wie kommt es aber zur Bildung der kriegerischen Masse? (...) Was bringt den Menschen plötzlich dazu, soviel und alles aufs Spiel zu setzen?

'Ich kann getötet werden', erklärt man, und leise denkt man dazu: 'Weil ich den oder jenen töten will.' Der Ton müßte in Wahrheit auf dem Nachsatz liegen: 'Ich will den oder jenen töten, darum kann ich selber getötet werden' (...)

Die physische Vernichtung, vor der einen sonst das Leben in der eigenen Gesellschaft schützt, ist gerade durch sie, durch die Zugehörigkeit zu ihr, in nächste Nähe gerückt. Tausend Leute, von denen jedem einzeln, aber im selben Augenblick gesagt worden ist: 'Du sollst sterben', tun sich zusammen, um die Todesgefahr abzuwenden (...) Sie versammeln sich in großer Dichte und unterwerfen sich zur Abwehr einer gemeinsamen Richtung des Handelns«. (Elias Canetti)

l6. »A good job, guys«, lobt der Sergeant, als die Soldaten ihm die Flagge des Feindes in den »Radio«-Tank schieben. Wir zwängen uns mit hinein, reißen die nassen Uniformen vom Leib. Wer sich bei dieser Kälte nicht sofort trocknet, der handelt sich die schönste Lungenentzündung ein. Und das ist kein Heldentod. Die Gebläse des Tanks trocknen alles. Das Aggregat dröhnt. Eine Zigarette. Schweigen.

»Davon schreiben, was seinem eigenen Leib beim Militär geschah, wird (Salomon) zum Erzähler. Der realitätsvernichtende Charakter, den die Sprache der soldatischen Männer immer annimmt, wenn sie von Fremden sprechen, verflüchtigt sich, wenn ihr Körperäußeres, zugespitzt gesagt, Vorgänge an ihrer Muskulatur, zum Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit werden . Das deutet darauf hin, daß die Muskulatur nicht der Ort ihrer Ängste ist. (...) Füllfederhalter und Papier bilden eine Zusammenfügungsmaschine, die die Ganzheitsblöcke der Buchstabenreihen und gebundenen Blätter der Selbsterhaltung des Körperpanzers widmet. Schreiben, um nicht fühlen zu müssen, um nicht zu vergehen.« (Klaus Theweleit)

5. Zum vierten Mal nun fahren wir am Autobahnzubringer bei Nürnberg vorbei. Sergeant Miller erteilt seinem Fahrer unmilitärische Auskunft: »This fucking Germany, this fucking area« Eine Hand kratzt sich durchs Kraushaar, die andere kreist über einer Landkarte. Wie soll sich ein vernünftiger Mensch denn hier zurechtfinden: »Only wood and wood an' nothing more«. Ein Kriegsschauplatz, der zu wünschen übrig läßt.

Als ich Lehrling war, fuhr ich mit meinem Radl jeden Tag zur Arbeit. Sieben Kilometer hin, sieben zurück. Vom Dorf in die Stadt, die Schleichwege durch den Wald. Im Winter war es morgens noch dunkel und am Feierabend schon wieder duster. Nicht selten hatte ich Schiß. Da hab ich die Radlerei einfach zur Mutprobe erklärt und bin gut damit gefahren.

Wenn ich heutzutage abends mal das Fernsehgerät andrehe, die Nachrichten laufen lasse, und über Satellit werden die neuesten Aufnahmen aus Beirut eingespielt, von leergefegten Straßen sobald die Dämmerung einbricht, dann denke ich schon mal: Jetzt habt euch doch nicht so, ihr Schisser. Und wenn morgen eine Redaktion bei mir anruft und sagt: Fahr für uns ins Kriegsgebiet X., 20.000 Anschläge, dann setze ich mich in den Flieger. Irgendwie ist dieser törichte Gedanke immer noch nicht zerstört, daß mir nichts passiert, wegen eines bundesdeutschen Reisepasses, Hoechst-Siemens-Daimlerbenz, Hans-Dietrich-Genscher, D-Mark...

13. Das Wasser. Ich stehe bis zur Brust im Fluß. Es muß eiskalt sein. Der Kopf ist wie ausgespült. Von der Zivilisation gereinigt. Nacheinander robben wir über die Lichtung, das Gesicht mit Flußschlamm geschwärzt. Wir. Zwei Profis, die ihr Handwerk beherrschen, die sich kreisend nach vorne arbeiten, ihr M-16 gepflanzt, lautlos und flink. Und ich, der überraschend schnell lernt, indem er es ihnen so gut wie möglich nachmacht. Wir. Ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickelt sich schneller als man will. Keine fünfzig Meter liegen wir von dem Lager entfernt. Der Feind.

19. Kerzengerade gehts nach oben. Das Dorf schrumpft. Den Hubschrauberangriff auf die vietnamesischen Dörfer bin ich mitgeflogen. Zweimal im Kinosessel bei »Apokalypse Now«. Und nun schaukle ich durch die Luft. Hinweg über die Felder, wo sich die Piloten den Spaß machen und aufgescheuchtes Wild jagen. In Sichtweite einer 380-KV-Hochspannungstrasse, der wir entgegensteuern, schreit unser Pilot plötzlich schrill auf. »What is he doing, this fool«. Panik. Vor uns geht der zweite Helikopter im Sturzflug runter, auf die Stromleitungen zu. Haarscharf fegt die »Kobra« drüber hinweg. »Na ihr Hosenscheißer«, funkt der Pilot aus der anderen Maschine herüben Erlahmt der Krieg, hilft man ihm selbst auf die Sprünge.

»Der Krieg wird ersehnt, weil er allein es erlaubt, daß der so strukturierte Mann mit sich selbst, seinem fremden 'urmenschlichen' 'tierischen' Innen, identisch werden kann, ohne daß es ihn verschlingt. Man kann auch sagen: Nur der Krieg verspricht, daß das innere Tote zum Leben kommt. Krieg ist Wiedergeburt, ist Auferstehung der gestorbenen Masse der toten Wünsche. Im Ausbruch geben sie der Welt ihre Form von Leben: den Tod.« (Klaus Theweleit)

Ein Soldat backt keine Brötchen, er macht Krieg. Aber was ist der Soldat ohne den Krieg? Produziert er einen Mehrwert, vollbringt er eine Dienstleistung? Ein Bäcker..., aber wer glaubt heute denn noch daran, daß der 'Friede' eine Dienstleistung der Bundeswehr, des Heeres, der Armee, des Militärs sei? Der Soldat tut Dienst. Aber was tut er? Die Leistungskriterien des Kapitalismus sind auf ihn nicht anwendbar, er selbst findet auf die Frage, welchen Sinn die Soldaterei abgibt, nicht die Gründe, die ein Bäcker sehr wohl kennt. Nur der Feind gibt den Sinn ab. Der aber ist meist ein Fiktion. Ein Helikopter-Pilot ist Verteidiger und zugleich Angreifer in einer Person.

15. Die halbe Nacht liege ich unter dem Lastzug. Und nichts passiert. Da! Eine Gestalt. Sie schleicht auf mich zu. Ich halte mich am Abzug des Maschinengewehrs fest. Mein Gott! Es ist der Kollege Soldat. Unter dem Arm hat er ein Trumm geklemmt. Er winkt. Wir verduften. Rückzug. Vorbei an den feindlichen Posten. Hinweg über die Lichtung, erneut durchs Flußwasser, hinein in das Schilf, wo unsere Männer warten. Feind eliminiert, Headquarter-Flagge erobert.

7. Endlich. Nach dreistündiger Irrfahrt, nach telefonischer Lageerörterung mit dem Hauptquartier, stoppen wir vor dem Anwesen der Freiwilligen Feuerwehr Wernberg-Köblitz. Die kleine Hauswirtin schleicht vorsichtig durch die Reihen der GIs, die im Flur rumlümmeln. »Hallo«, sagt sie bemüht freundlich zu den riesigen Kerlen. Sie läuft zum Dorfmetzger, bei dem man über Wichtigeres zu plaudern hat, als über die Besetzer. Obgleich in diesen Tagen Kriegsnotstand herrscht. Aber weil das jedes Jahr zweimal geschieht, ist es eine Pflichtübung geworden.

Die Kinder schwänzen an diesen Tagen schon lange nicht mehr die Schule, liegen höchstens mal hinter Büschen verschanzt. Zählen die Panzer, die an ihnen vorbeirattern und die Kuhställe erzittern lassen. Die Alten lehnen auf Kissen im FensteL Auch sie zählen – die Tage und Nächte. Wie lange das Donnern der Platzpatronen und Panzerketten diesmal währt.

»Der nächtliche Rückzug schäumte uns entgegen, die Straße entlang die Via Aurelia. Das Ligurische Meer war ein glänzender Silberschild unterm Vollmond (...) Und der vollmondige, akazienduftende Feldzug raste die Straße entlang mit Mond und Staub die Aurelia entlang im donnernden Gedröhn der Kolonnen, im wilden, aufreizenden Knirschen der Raupenketten, im fliegenden Haar der Männer, die in den Luken der Panzer standen, in ihrem fliegenden, monddurchwehten Haar und ihren Gesichtern (...) 'Dieser Krieg hier unten ist eine großartige Sache', sagte ich. Und ich dachte: Schade! Es war ein herrlicher Krieg. Ich hätte was darum gegeben, einmal in meinem Leben an einem so herrlichen und großartigen Krieg teilnehmen zu können.« (Alfred Andersch)

12. Stunden verstreichen, die Zeit kommt abhanden. In den Stiefeln Wasser. Wir marschieren auf allen vieren. Bis wir an einem Flußufer angelangt sind. Auf der anderen Seite eine Lichtung. Dahinter, in einem schmalen Waldstück, flackern Lichter. Leise dringt das Rattern eines Motors herüber. Stundenlang irre ich schon wie ein Idiot hinter ihnen her, ohne zu wissen, was passieren wird. Sieben Soldaten bleiben auf der Flußseite im Hinterhalt des Schilfs zurück. Zu dritt kriechen

wir weiter.

4. Mit einigem Unbehagen stehe ich am nächsten Tag in aller Herrgottsfrühe vor dem Kasernentor der amerikanischen »Hazo-Base« am Rande Herzogenaurachs, unweit Nürnberg. Hier hat die US-Army ihr Headquarter eingerichtet.! Schwere Militärkonvois rollen über die Straßen, im Gleichmarsch hechelnde Soldaten, ständig startende und landende Hubschrauber. Daneben das Kommandogebäude. Wache vor der Tür. Ei-Ei-Sör!

Ich ziehe mich in einer Klozelle um. Kampfanzug: Socken, Unterhemd, Hemd, Hose, Schaftstiefel, Gürtel, Parker, Stahlhelm, Regencape, Handschuhe, Ohrenwärmer, alles olivgrün, fast modisch. Draußen im Fronttaxi mit laufendem Motor wartet Sergeant Miller. Eine Autostunde östlich davon »the Russian«.

»Eine Schildwache, die stundenlang regungslos auf ihrem Posten steht, ist der beste Ausdruck für die psychische Verfassung des Soldaten. Er darf nicht weg; er darf nicht einschlafen; er darf sich nicht bewegen, außer wenn ihm gewisse, genau abgesteckte Bewegungen vorgeschrieben sind. Seine eigentliche Leistung ist der Widerstand gegen jede Verlockung, seinen Posten zu verlassen, in welcher Form immer sie an ihn herantreten möge. Dieser Negativismus des Soldaten, wie man es sehr wohl nennen kann, ist sein Rückgrat. Alle die fließenden Anlässe zu Unternehmungen, wie Lust, Furcht, Unruhe, aus denen das Leben der Menschen so wesentlich besteht, unterdrückt er in sich. Er bekämpft sie am besten, indem er sie sich nicht einmal zugesteht.«
(Elias Canetti)

11. »Night-Patrol«. Für mich ein gemächlicher Spaziergang an der frischen Luft, ein wenig die Füße vertreten. Kein Problem. Zu zehnt brechen wir auf.

Unten am Waldrand werfen sich die Soldaten jäh auf den Boden. So ein Schmarrn fluche ich, aber automatisch krieche ich gebückt weiter. Vorne taucht eine Landstraße auf. Mann für Mann robbt die Böschung hinauf, rollt sich über die Straße und verschwindet im gegenüberliegenden Straßengraben. Und wie von selbst mache ich es ihnen nach, ungelenkig. Der Trupp dringt immer tiefer in den Wald ein. Es ist stockduster. Totenstille. Nur die Viecher und das Knacken der Bäume, der Wind. Die Soldaten liegen auf dem Boden, heben ein Bein. Gelenkige Kommunikation.

14. Das ist der Krieg. Ich robbe vorwärts. Stimmen. Ich bin hellwach und glaube zu träumen. Plötzlich liege ich beim Feind unter einem tonnenschweren Transporter, das Gesicht im Schlamm. Die Hände frieren, sie scheinen abzusterben, die Handschuhe sind völlig durchnäßt. Gibt das einen Helden ab?

Das ist kein Krieg. Das ist Körperertüchtigung. Nicht ungewohnt, nur härter, viel härter. Es reizt, zu erforschen, wo das Spiel aufhört. Wo die Schmerzen liegen.

Krieg? Weil ich a) nächtens b) in einem wildfremden Wald liege c) in einem Kampfanzug d) vor Kälte schlotternd e) mit einem Maschinengewehr in der Hand? Keine Tellerminen, keine Gewehrsalven, kein Gas, kein Blut, keine Schreie, keine Toten, Verletzte. Gut möglich. Ist doch nur Übung Ist doch bloß Spiel.

Ich will mir ein Bild vom Krieg machen, weil das bisherige nur aus Sätzen und Kameraeinstellungen gezeichnet ist. Aber hier, unter dem tonnenschweren Transporter, stockt mir das Herz, ich weiß nicht, was mich mehr näßt, der Erdschlamm oder der Schweiß. Gott, wenn sie dich jetzt kriegen, reißen sie dir den Arsch auf. Also komm ihnen zuvor. Augen auf: »Pet, stay here«, zischt der GI und rappelt sich auf, will schon verschwinden. »Hey, without anything?« Da drückt er mir seine M-16 in die Hand. »Ok«, haspel ich. Und er haut ab. Was nun?

»Die Betonung des Ziels, die Geschwindigkeit, mit der der Soldat auf es zurast, und eine innere Explosion, die ihn zersprengt, sind in den Beschwörungen der Lust des Kampfes regelmäßig enthalten. Im Krieg werden sie ungeheuer intensiviert durch die Verbindung des Soldaten mit den Kriegsmaschinen (Geschützen, MG's), den Lärm, die Granatschläge, die die Natur wie 'lebendig' werden lassen.«
(Klaus Theweleit)

8. Ein scharfer Wind jagt über die Anhöhe. Peitschender Nieselregen. Der Boden ist aufgeweicht. Keine Stunde dauert es, und ich friere wie ein Hund. Die Uniform saugt Feuchtigkeit auf. Hinter der Scheune stehen zwei »Radio«-Tanks, der einzige Kontakt zur Außenwelt. Die Soldaten stiefeln in kleinen Gruppen über den Acker, hinunter zum Wald. Schon stecke ich bis zum Schaft im Schlamm. Immer spukt der Gedanke im Kopf, hier möglichst sauber wieder rauszukommen. Aber die Sperenzchen werden noch vergehen.

Wie ein schlechter Scherz: Bonns Hardthöhe lud mich zu dieser Wehrsportübung, in der ich immer wieder Spuren des Krieges suchte, ein. Das verwunderte mich anfangs dann doch. War ich bei all den politischen Aktionen der zurückliegenden Jahre stets unrasiert auf die Straße gegangen? Haben die Ordnungskräfte nie einen meiner bemühten Anschläge in den Objekten ihrer Begierde registriert, die

sie noch vor der FAZ und der NEUEN REVUE aufschlagen? Kurzum: Bin ich ein linker Versager, ein kleiner Fisch, eine Gefahr für die FdGO und die herrschende Weltwirtschaftsordnung? Kann man so einen also bedenkenlos (oder wohlweislich) auf dem Schlachtfeld herumführen, an millionenteures militärisches Gerät lassen?

10. Als Kind habe ich Panzer durch den Sand gelenkt. Die Opfer fielen großzügig aus. Der Feind hatte noch keinen Namen, keine Himmelsrichtung. Und nun hocke ich in so einem Ding. »Hier mußt du draufdrücken«, sagt der Sergeant. Der Sitz schwenkt sich um die eigene Achse. Und hier draufdrücken, um das Nachtfernrohr einzustellen. Und hier, um die Abschußrampe für die Raketen aufs Ziel zu richten. Und hier und da auslösen.

Irgendwie sieht alles schrottreif aus. Ob sie denn keine neueren Waffen hätten. Neuere, fragen sie beleidigt: Der Raketenwerfer sei erst zwei Jahre alt. Ob sie es denn nicht tödlich fänden, mit so einem Ding ständig rumzufahren, aber nie richtig rumzufeuern. Das müsse doch frustrieren? Man schieße sehr wohl damit, antwortet der Sergeant, mit leeren Hülsen. Aber, so räumt er ein, was mache das beim Abfeuern für einen Unterschied. Lediglich beim Ziel.

»Sie hingen mir meterlang zum Hals heraus, die sogenannten Kameraden. Sie kotzten mich regelrecht an«.

Warum aber?

»Das Schlimmste an ihnen war, daß sie immer da waren. Kameradschaft – das bedeutete, daß man niemals allein war. Kameradschaft hieß, daß man niemals eine Tür hinter sich zumachen und allein sein konnte«. (Alfred Andersch)

20. Der Glaser setzt beim Friseur eine Glasscheibe ein. Im Frühjahr werden die Landwirte ihre zerfurchten Felder frisch umpflügen und die Verleihfirma lädt ihre chemischen Scheißhäuser auf Laster. Hastig spritzen die GIs die total verdreckten Panzer und Fahrzeuge ab.

Panzerkreuzer Potemkin (1925) von dem sowjetischen Regisseur Sergej Eisenstein: »Es ist ein Propagandafilm der Art, wie er heute wohl kaum noch wirkt, und an vielen Stellen möchte man laut über die Pathosverdoppelung lachen. Doch dann wird man genau davon wieder eingefangen (ist das wirklich nur intellektuell bedingt?). Aber all jenen Sequenzen zum Trotz, in denen Musik und Bild undialektisch plump parallel laufen, gibt es viele Momente sehr hoher Spannung, in denen man durch den Grauschleier von sechs Jahrzehnten Filmgeschichte hindurch erkennt und spürt, welch wichtiger Schritt nicht nur in der Entwicklung der Filmmusik, sondern auch in der des Filmes hier geleistet wurde.« Schlußendlich hat der Rezensent der FRANKFURTER RUNDSCHAU (23.9.86) aus der 'Alten Oper' wieder nur getragen: Wie die Bilder – Propaganda, Pathosverdoppelung, Undialektik, Grauschleier – das Laufen lernten. Ästhetik, der intellektuelle Waffenstillstand. Nicht aber: Wie Soldaten und Arbeiter aufmarschierten. Wohin. Womit. Weshalb. Wielang. Pech für die Revolution.

9. Sergeant King, der mit seinen Männern hier die Stellung hält, marschiert zielstrebig hinein in den Wald. Leise fallen ein paar Worte. Die Soldaten fuchteln mir mit ihren Taschenlampen im Gesicht herum. Sie schweigen. Und verkriechen sich in ihre Unterkünfte. Ins Unterholz geschlagene Höhlen, ein Stück Erdboden abgegraben, darüber eine Plane gespannt. »Im Krieg«, erklärt King, »ist es am anstrengendsten, sich warm und trocken zu halten.«

Und das ist der Krieg? Abends um neun Uhr endet der Tag im Gestrüpp, morgens um vier geht der Kampf weiter. Der gegen Kälte und Regen. Gegen Depression von innen und Invasion von außen. Dazwischen ein warmes Essen am Tag. Eingemummt sitzen und warten, daß die Generäle den Startschuß oder den Schlußpfiff geben, daß die Welt genommen wird oder versaftet? Oder darauf, daß der Samstag naht, an dem die Männer von der Eliteeinheit ds 1. Infanterie-Division aus Junction-City (Kansas) runter ins nächste Dorf fahren. Zum Duschen ins Feuerwehrhaus.

Mit meinem Verständnis von Krieg bin ich hier gelandet: Krieg aus der Tagesschau, Krieg aus Konserven. Krieg, wo getötet und gestorben wird. Wo's knallt und Menschen über die Straßen rennen. Wo Häuser in Trümmern liegen und Kinder darunter begraben – nicht in wasserdichten Schlafsäcken in einem Pfälzer Wald. Vergiß es, die spielen hier nach ihren Regeln. Nicht nach deinen Hirngespinsten.

»Ich bin halb gesund, voller Läuse, nackend, eine armseligste Kreatur und verlassen. Wir liegen in Leibes- und Lebensgefahr, plänkeln auch täglich mit dem Feind (...) Nun, in drei Monaten bin ich nicht aus meinen Kleidern gekommen (. . .) Meine Sachen mit meinem Knecht und Pferd, deren ich selbst nacheinander verlor, wohl 400 Reichstaler Schaden, sind alle fort. (...) Alle Tage reißen Soldaten aus, insbesondere Offiziere...« (Joany Christian Schneiden, Fähnrich im Kölnischen Kanonen-Regiment, 1634 an seine Frau)

6. Ich bin unterwegs an eine falsche Front. Ich bin ein falscher Krieger. Ich trage eine echte Kampfuniform. Ich fahre in einem echten Jeep über echte Feldwege. Ich habe einen echten Stahlhelm auf dem Kopf. Da stören plötzlich die Menschen mit ihrem albernen Alltagstrott. Gelegentlich tauchen sie mit warmer Suppe und Bauernbrot auf. Mit ihrer

Unbekümmertheit erwachsen sie zum inneren Feind. Ich bin nicht hier, um Pfälzern zuzugucken. Ich bin hier, um dem Krieg auf die Schliche zu kommen. Und da beginnt er, mir zuvorzukommen.

Dunkelheit überfällt das Hinterland. Kein Feind weit und breit. Eingeschlossen von Feldern und Wäldern. Die Scheinwerfer des Jeeps brechen Lichtschneisen hinein. Der Soldat kriegt Muffensausen und flüchtet sich in pathetische Prosa, wie alle schlechten Schreiber, die wenigstens gute Scharfschützen sein wollten. Der Fahrer kriegt die Parole nicht mehr auf die Reihe.

Ein anfälliger Krieg.

»Ich drückte los – die ganze Dumpfheit dieses Tages wich. Das Gewehr bäumte sich und schnellte wie ein Fisch, ich hielt es fest und zärtlich in der Hand, ich klammerte seine zitternden Flanken zwischen meine Knie und jagte einen Gurt, den zweiten auch, hintereinander durch. Der Dampf stieg zischend aus dem Rohr. Nichts sah ich, doch Schmitz sprang tanzend, schreiend, johlend auf die Böschung, stieß mich beiseite und kletterte an meine Stelle.« (Ernst von Salomon)

3. Dieser Krieg ist nicht echt, sondern eine Art Generalprobe. Nicht mal »the Russians« sind Originale. Unter den mit Ruß geschwärzten Gesichtern verbergen sich kahlgeschorene junge GIs der amerikanischen Streitkräfte. Alles nur Spiel.

»Wie eine fast vergessene Erinnerung blitzte es blendend auf. Dort ist ja der Feind, dort sitzt der Mensch, und gleich werden wir bei ihm sein: Diese Erkenntnis erfüllt uns mit einer wilden rasenden Lust, es ist, als ob alles, was sich reißend gespannt und gespeichert hat, plötzlich einen Ausweg sähe, und sich in purpurfarbig und scharlachrote Abgründe stürzte wie ein tosender Wasserfall.

Schnell, nur schnell, jetzt muß getötet werden! Jetzt gibt es eine Erlösung, eine Erfüllung und ein Glück: das fließende Blut. Gleich wird man zupacken können und man empfindet eine dämonische Vorfreude in dem Bewußtsein, daß man als der Stärkere, als der Unwiderstehliche auftreten wird. Wartet nur, gleich sind wir da: Ich fühle, wie sich meine rechte Hand wie ein Schraubstock um den Pistolenkolben spannt (...).« (Ernst Jünger)

17. Man begibt sich zur Nachtruhe. Sergeant King, haben Sie jemals einen Menschen getötet?

Nein. Die Frage kommt ihm recht eigenartig vor, er ist hundemüde und will schlafen. King gehört einer Elitetruppe der Army an, die schon immer ausrücken mußte, wenns gebrannt hat oder wenns wo brennen sollte. Die 1. Infanterie-Division war die erste amerikanische Einheit bei der Landung in der Normandie, die erste in Korea und die erste in Vietnam. Was er gelernt hätte, in einem atomaren Fall zu tun? »Weiterkämpfen«, murmelt er. Und wenn gar nichts mehr ginge? »Hinlegen, die Hände auf den Sack und den Kopf einziehen.« Ach so. »Yes, sleep well!«

»Daß das Militärpack Mitläufer hat, Mitesser des Ruhms, ist bekannt. Daß sie ihm Beihilfe leisten, nicht minder. Militärfromme Justizräte, brave Bürgerväter, die lieber den Tod dreier Söhne als eine Kapitalzusatzsteuer verschmerzen, gute Gefreite im Herrn – das wackelt alles hinterher. Und entdeckt seinen Takt des Herzens, wenn unsereiner den Krieg das nennt, was er ist: eine Schweinerei (...)

Man darf den Militärbonzen aller Länder ihren Stand und ihre Fahnen um die Ohren schlagen, daß ihnen der Lesebuchruhm zu den Ohren herausspritzt (....)

Ich sah ihnen nach und beneidete eine Bewegung, die über Fäuste verfügt, wenns not tut, über Lungen, die brüllen, und über Arme, die zuschlagen (....) Ich sah ihnen nach und verstand, was uns fehlte.

Die Soldaten des Friedens.« (Kurt Tucholsky)

2. Gestern in der Morgendämmerung sind »the Russians« in den Oberpfälzer-Wald, Naturschutzpark und Naherholungsgebiet für den Großraum um Nürnberg, mit Panzern eingefallen. Den Eisernen Vorhang haben sie hochgezogen und sind einfach durchmarschiert. Eine Irrfahrt. Nirgendwo Hinweisschilder »Zur Front«.

Auch ein Jubiläum: 7 Jahre lang, rechnet der Friedrichs von den »Tagesthemen« vor, dauere mittlerweile der Krieg Iran gegen Irak an. Das sagt er so, daß man meinen könnte, es handele sich um ein Fußballmatch. Jahrestag also, das ist der ARD ein paar Bilder wert: Eine Batterie Raketenwerfer feuert aus allen Rohren, ohne Ende. Es zischt. Es spuckt. Der Rückstrahl der Katapulte in der Wüste erinnert ein wenig an Mondlandungen. Nicht lange ist es her, da hat Herr Friedrichs die x-ste Eröffnung des Münchner Oktoberfestes gemeldet. Die Maschinen der Schausteller schüttelten, schmissen, schaukelten die Schaulustigen hoch und hin und her. »Ozapft is.« Wären die Sequenzen der beiden Jahrestage versehentlich zusammengeklebt worden, es wäre nicht aufgefallen. So berauschend wars.

18. Der Krieg hält an, auch wenn das Wetter nicht so richtig mitspielt. Unten im Dorf gibt es am Vormittag allerhand Aufregung. Beim Friseurmeister Ulrich zerspringt die Schaufensterscheibe mit einem Donnerschlag. Und über die

Spülbecken und Stühle ragt ein fünf Meter langes Kanonenrohr. Das ist nun schon zum dritten Mal in den zurückliegenden Kriegen passiert. Beim zuständigen Verkehrsbauamt tüfteln die Beamten deshalb an einer Straßenverbreiterung.

Die Schaulustigen kehren den Scherben den Rücken und stieben hinunter zum örtlichen Fußballplatz. Dort sind zwei Helikopter niedergegangen. Das halbe Dorf ist auf den Beinen. Helikopter landen hier nicht alle Tage, noch nicht mal in diesem Krieg. Ob ich in so einem Vogel schon mal mitgeflogen sei, fragt mich der Co-Pilot und stülpt mir einen Helm mit Mundmikrophon auf den Kopf.

Minen, Brückenköpfe, Rohrkrepierer und anderes Gerät

- »Männerphantasien«, Klaus Theweleit, Verlag Roter Stern
- »Unser Militär«, Kurt Tucholsky, Büchergilde Gutenberg
- »Feuer und Blut«, Ernst Jünger, Berlin 1929
- »Masse und Macht«, Elias Canetti, Fischer
- »Die Kirschen der Freiheit« Alfred Andersch, Diogenes
- »Die Geächteten«, Ernst von Salomon, Berlin 1930
- »Geschichte des Alltags des deutschen Volkes«, Jürgen Kuczynski, Pahl-Rugenstein

Konkret 05/87, S. 32

Magazin

37.000 MARK

So viel wollte jüngst ein US-amerikanisches Ehepaar für ein guatemaltekisches Kind zahlen. Eine Polizeirazzia kam dazwischen. Der Babyhandel mit der 3. Welt nimmt die Ausmaße eines Wirtschaftszweiges an So existieren beispielsweise auf Sri Lanka illegale »Baby-Farmen«, die jährlich 1.500 Neugeborene verkaufen. Für arme Familien ist dies häufig die einzige Möglichkeit, Geld zu verdienen. Und weil hellhäutige Säuglinge höhere Preise erzielen, lassen die Frauen sich von Europäern schwängern. Die ceylonesischen Gesetze stehen bisher hilfreich zur Seite – sie erlauben eine Adoption binnen weniger Minuten.

BILLIGER KAFFEE TEUER

Der hierzulande billige Kaffee kommt die Länder in Zentralamerika teuer zu stehen. Erste Berechnungen haben ergeben, daß der Preisverfall an der Kaffeebörse für diese Länder große Verluste bedeutet Nicaragua 24 Mio., Costa Rica 130 Mio., Honduras 168 Mio., El Salvador 200 Mio. und Guatemala 200 Mio. Dollar.

FAULE DEUTSCHE

Zwei Monate lang hat die dritte Solidaritätsbrigade des Weltbundes der Demokratischen Jugend (WBDJ) in Nicaragua bei der Kaffee-Ernte geholfen. Die 190 Teilnehmer aus 20 Ländern pflückten 11 240 Latas (ein Lata gleich annähernd zehn Kilo), das sind knapp 20 Prozent des Staatsplanes für die Produktionsgenossenschaft in Matagalpa. Am schnellsten war die griechische Delegation mit durchschnittlich 4,16 Latas. Weit abgeschlagen auf dem achten Platz bleiben die Teilnehmer aus der DDR.

TRINKT SCHWARZ SCHWARZ?

Das deutsche Kaffeeinstitut in Hamburg stellte die werbewirksame Frage, ab man sie am Kaffee erkennen könne, die Bonner Politiker. Und da Volksvertreter kaum wichtigeres zu tun haben, antworteten sie bereitwillig – das Ergebnis war enttäuschend . Petra Kelly trinkt keinen ungerösteten grünen Kaffee! Sie weiß stattdessen die meisten Bundesdeutschen hinter sich 32,6 Prozent votieren wie sie für Milch und Zucker. Rau tut's ebenfalls, aber 32,6 Prozent reichen holt nicht, um Kanzler zu werden. Häufig unterscheiden sich rechte SPDler jedoch nicht von den ganz rechten; Dohnanyi und Verheugen mögen ihren Kaffee ebenso gern nur mit Milch wie Kohl, Strauß, Weizsäcker und Ost. Selbst da stimmen ihnen noch 27, 2 Prozent des Volkes zu. 20,5 Prozent trinken ihn schwarz. Sattschwarze Politiker können das nicht unterstützen – nur Genscher und Vogel halten's mit ihnen. Einer besonders radikalen Minderheit gehört Willy Brandt an den 2,3 Prozent, die Kaffee vorsätzlich mit Süßstoff vergiften. 17,9 Prozent werden hingegen überhaupt nicht im Bundestag vertreten die Schwarz-mit-Zucker-Trinker. Sagt die Umfrage.

RADIKALAUER

Von Winfried Thomsen

In der Zeitung steht: Die Regierung ist zum Erfolg verurteilt. Und, auf Bewährung?

Bangemann hat Recht: Wegen mangelnder Wettbewerbsfähigkeit sollen der FDP die Subventionen gestrichen werden. Scheel hat schon 'nen Ersatzarbeitsplatz.

Waldheim ist auch so ein Schlußstrich.

Muß man auch mal sehen: Den steuergeschädigten Unternehmern drohen Massenentlastungen.

Nächstes Mal soll Kohl beim Schlager-Grand-Prix seine Regierungserklärung direkt singen.

Die Reichweite der Pershings soll so verkürzt werden, daß sie die Blockierer direkt treffen können. Das ist dann deren Null-Lösung.

EINSATZBEREIT

7,1 mal häufiger als in Kanada und selbst noch 2,1 mal häufiger als in den USA töten Südafrikas Polizisten Menschen – die Zahl der Ermordeten ist zwischen 1970 und 1985 von 54 auf 798 gestiegen. Im Verhältnis dazu sind jedoch die Entschädigungszahlungen für zugefügte körperliche Schäden gesunken. Der größte Teil der Anzeigen wegen Mißhandlungen wird gerichtlich ohnehin nicht verfolgt; und von den konstant etwa 250 verurteilten Polizisten pro Jahr müssen nur zehn Prozent den Dienst quittieren. Andere hingegen werden trotz Gewalttätigkeit befördert. Das erhöht die Einsatzbereitschaft fürs südafrikanische Vaterland.

WEISSE LOGIK

Erst hieß es Roosevelt Green, ein schwarzer Wanderarbeiter, sollte 1976 eine junge weiße Studentin ermordet haben. Der oberste Gerichtshof von Georgia sprach ihn im Jahr 1980 vom Tatvorwurf frei, weil es allzu offensichtlich war, daß Roosevelt Green zur Tatzeit nicht am Tatort war. Dennoch wurde er zum Tode verurteilt mit der Begründung Roosevelt Green hatte zur Tatzeit am Tatort sein müssen, denn er hatte wissen müssen, daß sein Kamerad, der dieser Tat angeklagt ist, fähig ist, zu jeder Zeit eine vergleichbare Tat zu begehen. Wäre er also am Tatort gewesen, hätte er die Tat verhindern können.

Am 9. Januar 1987 wurde Roosevelt Green im Staatsgefängnis von Jackson durch den elektrischen Stuhl hingerichtet Er war 28 Jahre alt.

QUOTENREGELUNG

Nur zehn Prozent seiner Gäste dürften Ausländer sein, befand der Geschäftsführer einer Bielefelder Diskothek Mit dieser Begründung wurde einem türkischen Jugendlichen der Zutritt verweigert – sein bundesdeutscher Begleiter durfte rein. Sinn der Quotierung sei es, deutsche Gäste nicht zu vertreiben, denn die kämen mit der ausländischen Mentalität nicht klar. Ob auch Schweizer »die« ausländische Mentalität haben, präzisierte er nicht. Keine Ausländerfeindlichkeit sieht der Leiter des Bielefelder Ordnungsamtes in solchen Quotenregelungen.

DEMORALISIEREND

Nicaraguanische Funktionäre werden in Zukunft auf den Komfort von Luxuskarossen verzichten und mit bescheideneren sowjetischen Ladas vorlieb nehmen müssen, denn die Regierung wird die im Staatsbesitz befindlichen Autos an das staatliche Touristikunternehmen »Turnica« übergeben, das sie internationalen Organisationen zur Verfügung stellen will. Als Grund für diese Maßnahme wurde die Rationalisierung der staatlichen Autoflotte und die Importpolitik angegeben. Außerdem, so eine Ministerin »Die Menge an Luxusautomobilen, die man auf den Straßen Managuas sieht, steht nicht im Einklang mit den Schwierigkeiten und dem Mangel, mit denen die Bevölkerung lebt.« Dieser Luxus wirke zudem unter den gegenwärtigen Bedingungen »demoralisierend auf die werktätige Bevölkerung«.

FATIMAS

Arbeiten beide Elternteile einer türkischen Jugendlichen in der BRD, dann wird ihr nur selten erlaubt, eine Lehre zu machen. Diese Türkinnen, von den Arbeitsämtern als »Fatimas« diskriminiert, stellen den geringsten Anteil an den rund 50.000 ausländischen Auszubildenden Sie müssen zu Hause die arbeitende Mutter ersetzen .

DER FORTSCHRITT DES REALEXISTIERENDEN SOZIALISMUS

Spinnen sie nun, die Russen, oder sind das schon die neuen Dimensionen? Dachte etwa die Akademie für Gesellschaftswissenschaften in Moskau bisher jahrelang etwa über »Theorie und Praxis im Sozialismus« oder über »Praxis und Theorie im Sozialismus« nach mit der Folge, daß die Ergebnisse zumeist in Trinksprüchen zusammengefaßt wurden,

so gelang jetzt noch einer Meldung im »Neuen Deutschland« ein wahrhaft überragender qualitativer Sprung. Nicht mehr Konferenzen über Theorie und Praxis, sondern eine selbst theoretische Konferenz:

(Zeitungsschnipsel "Theoretische Konferenz in Moskau beendet")

Zusätzliches Kunststück gerade dieser Konferenz Teilnehmer nahmen teil.

ATOMKRAFTWERKER/INNEN GESUCHT

Für das in Stendal (DDR) entstehende Atomkraftwerk ist jetzt ein eigens hierfür geschaffenes Berufsberatungszentrum eröffnet worden. Neben dieser Einrichtung, die gezielt Werbung für Berufe in Atomkraftwerken macht, soll diese Berufssparte auch an Schulen und auf Veranstaltungen schmackhaft gemacht werden. Gleichzeitig werden Gesprächsreihen zum Atomkraftwerksbau und den damit zusammenhängenden Problemen durchgeführt, die Bedenken gegenüber diesen »Berufen mit Zukunft« abbauen sollen, denn in Stendal gibt es jährlich 210 Ausbildungsplätze für Atomkraftwerker. 30 bis 40 Prozent dieser Ausbildungsplätze seien für Mädchen geeignet. Hintergrund dieser Werbeaktionen sind die Pläne der DDR, den Anteil der Atomenergie an der Stromerzeugung von elf Prozent im Jahre 1985 auf 15 Prozent zu erhöhen.

RECHENTRICKS

Nach Angaben der Nürnberger Bundesanstalt für Arbeit erreichte Ende März die Zahl der registrierten Arbeitslosen die Höhe von 2,412 Millionen. Damit sei, wie es auch die Massenmedien verbreiteten, die Arbeitslosenquote auf 9.6 Prozent gefallen. Mit dieser Angabe wird das wahre Ausmaß der Beschäftigungskatastrophe gut verschleiert nicht nur wegen der 1,5 Millionen nicht registrierten Arbeitslosen, aus der Statistik Herausgefallenen, nicht mehr Vermittelbaren und mehreren Hunderttausenden ABM-Krähen, sondern auch durch falsche Bezugsgrößen .

2,412 Millionen registrierte Arbeitslose, oder 9.6 Prozent bedeuten, daß Nürnberg von 25 Millionen Beschäftigten ausgeht. In dieser Zahl sind jedoch auch rund drei Millionen Selbständige und ihre mitarbeitenden Familienangehörigen enthalten. Wenn man von den verbleibenden 22 Millionen Beschäftigten die 2,5 Millionen Beamten und 0,5 Millionen wehrpflichtigen Soldaten sowie die schon angeführten 2,4 Millionen registrierten Arbeitslosen abzieht, dann kommt nicht – wie verbreitet – auf knapp zehn Beschäftigte ein Arbeitsloser, sondern auf 6,9 beschäftigte Arbeiter und Angestellte.

MÖRDERISCH

Mitte März stürzte sich der 49jährige stellvertretende Referatsleiter im Auswärtigen Amt. Hartmut Kirstein durch einen Fenstersprung zu Tode. Damit hat sich seit 1984 bereits der 16. Bedienstete des Außenministeriums das Leben genommen.

BUNDESWEHRDESIGN

»Es ist eine gesicherte Beobachtung, daß Westen mit Verschluß auf der Vorderseite vom Soldaten häufig offen getragen werden und damit ihre Schutzfunktion bei Splittern, die von vorn auftreffen, nicht genutzt wird. Diese entscheidende Schwäche in der praktischen Wirkung unterbanden die 'Designer' für die Bundeswehr, indem sie die Westen beidseitig unter den Armen mit einem Klettverschluß versahen – die Vorderseite ist ein kompletter Schutz.

Was das für den Soldaten bedeutet, sei aus den Untersuchungen des US-Medical Corps erkennbar gemacht. Wenn Westen und Helme auch nur ein Fünftel der körperfläche bedecken, so sind das doch zugleich 60 Prozent der kritischen Körperfläche.«

(Aus Europäische Wehrkunde 3187)

PROST, PROST KAMERAD!

»Nein, einen südafrikanischen Militärattaché gibt es nicht mehr«. Sagt der Sprecher des Auswärtigen Amtes. Flottillenadmiral Peter E. Bitzker sei erstens seit Mitte letzten Jahres in Pension und zweitens habe man dem Botschafter mitgeteilt, daß kein neuer Militär aus Pretoria in Bonn akkreditiert werde. Im Verteidigungsministerium weiß Pressesprecher Heidelberg etwas mehr. Natürlich könne die Arbeit bei den Südafrikanern auch ohne Bitzker weiter gehen. »Denn arbeitsfähig muß der Stab ja noch sein, auch ohne große Leitung«. Der Mann hat Recht. Wer in Bonn die Nummer 8 20 10 wählt und noch dem Militärattaché verlangt, wird zu einem Mann namens von Vuuren verbunden. Der kann

weiterhelfen »Ich war der Mitarbeiter von Herrn Bitzker, was kann ich für Sie tun?« Kein Zweifel, van Vuuren kann. Der Mann ist vom Fach. Als »untere Charge« war er denn auch – neben Militärs aus Chile und einigen NATO-Staaten – Gast beim 18. Nationalen Beer Call der Unteroffizierskameradschaft im Casino des Verteidigungsministeriums. Dieses schon rituelle Massenbesäufnis, zu dem die US Army extra aus den Staaten anrückt, fördert noch Meinung des Attaché-Betreuers im Verteidigungsministeriums, einem Kapitän zur See Kurt Meyer-Döhner, die »völkerübergreifende Verständigung«. Prost Botha! Prost Pinochet! Prost Kohl!!

FOTOGRAFEN IN CHILE

Fotografieren in Chile kann lebensgefährlich sein. Nicht erst seit der Ermordung des Fotografen Rodrigo Rojas im Juli '86 sind die unabhängigen Fotografen ein bevorzugtes Ziel der Militärdiktatur General Pinochets. Die Diktatur fürchtet diese Fotografen, dokumentieren sie doch die Verhältnisse, die sie lieber verschwiege. Obwohl die Massenmedien fest in den Händen der Diktatur sind, ist es den oppositionellen Fotografen seit dem Aufflammen der Massenproteste im Mai 1983 gelungen, sich einen Freiraum zu erkämpfen und ein unabhängiges Informationssystem aufzubauen. Mit der Gründung der »Associacion de Fotografos Independientes« (AFI) und der alternativen Foto- und Nachrichtenagentur »Cono Sur« schufen sie die organisatorischen Voraussetzungen unabhängiger Pressearbeit.

Eine Fotoausstellung der westberliner Neuen Gesellschaft für bildende Kunst (NGBK) dokumentiert die Arbeiten der unabhängigen Fotografen unter dem Titel »Ohne Filter – Unabhängige Pressefotografie in Chile 83-86«. Nachdem die Ausstellung in Westberlin gezeigt worden ist, kann sie ab sofort bei der NGBK (Tempelhofer Ufer 22, 1000 Berlin 61, Telefon 030/216 30 47) für eine angemessene Spende zugunsten der chilenischen Fotografen gebucht werden.

ZWIEGESPRÄCH

Das mußte ausgenutzt werden. Also fragte er ihn »Na, wie findest Du´s?« Er »Gut«. »Spannend?« »Ja, ganz toll, ich habe es gleich ausgelesen .« »Möchtest du so leben?« »Nee, eigentlich nicht.« »Und warum nicht?« »Na, das ist schon hart. Total brutal.« »Und was störte dich sonst?« »Nichts, außer daß man nie weiß, welcher Zwilling spricht und schreibt.«

Die beiden, der eine 43 Jahre alt, der andere 13 und Zwilling dazu, sprachen über Agota Kristofs »Das große Heft« (168 Seiten, 23, – DM, Rotbuch Verlog), dieser erbarmungslos harten und klaren Geschichte zweier Jungen, Zwillinge, die zu ihrer Großmutter gebracht werden, die von den Leuten eine Hexe genannt wird, weil sie den Normen aus besserer Einsicht nicht gehorchen will. Die beiden Jungen tun es ihr nach. Sie begreifen die Welt erbarmungslos und zahlen es ihr ebenso heim .

DER HAUPTFEIND

Während der deutsche Film von vielen heute totgesagt, totgebetet oder zu Tode diskutiert wird, Verleiher ihn nur halbherzig ins Programm nehmen, Kinos, selbst Programmkinos, ihn kaum mehr spielen wollen, die Zuschauer, wenn's nicht gerade »Männer« oder »Otto« ist, lieber in »Top Gun« oder »Jenseits von Afrika« rennen, gibt es einen, der dem deutschen Film unverändert die Treue hält, der an seine Wichtigkeit und Krah gloubt Bundesinnenminister Zimmermann.

Wie anders wäre es sonst zu erklären, daß er sich mit dem »Gespenst« und Herbert Achternbusch angelegt hat, also dazu beitrug, den bayerischen Dichter, Schauspieler und Regisseur zur Kultfigur zu machen; daß er von Peter Krieg bei jedem Film aufs Neue die Förderung zurückverlangt, zuletzt bei »Vaters Land«, so einem Dokumentarfilm zu einer Aufmerksamkeit verhelfend, die dieser sonst nie bekommen hätte; daß er Moritz de Hadeln Steine vor die Füße wirft, mal wegen Achternbusch, mal wegen »Stammheim«, weil ihm die ganze Richtung nicht paßt, so den ursprünglich ungeliebten Festivaldirektor fest und innig mit dem (neuen) deutschen Film verbindend? Es sind wirklich Traum-Paarungen, die ein Werbemanager nicht besser erfinden könnte Zimmermann/Achternbusch, Zimmermann/Krieg, Zimmermann/de Hadeln. Oder sollte wirklich . . .?

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß Zimmermann tatsächlich gekauft ist, von einer Werbeagentur, die für den neuen deutschen Film arbeitet. Dafür zeugt auch das gute Timing der Zimmermann-Aktionen. Er geht mit seinen Waffen – Förderungsentzug und Nichtverlängerung eines Vertrages – sparsam um . Passierte so etwas alle Tage, wäre es wirkungslos. Aber alle paar Monate ein Blitz aus Bonn das macht Eindruck, das läßt die Filmemacher protestieren und die Journalisten in die Schreibmaschine greifen .

Es wird schwer sein, wenn Zimmermann sein Ministeramt verliert, einen gleichwertigen Ersatz zu finden. Aber die clevere Werbeagentur wird um einen guten Einfall nicht verlegen sein.

(Wilhelm Roth, verantwortlicher Redakteur für »epd Film« in einer Glosse für das Berlinale-Journal)

DIE GLÜCKLICHEN

Drei Großmeisterinnen des bundesdeutschen Films, Helke Sander, Helma Sanders-Brahms, Margarethe von Trotta, haben sich mit der Kleinmeisterin Christel Buschmann zusammengetan, um einen Episodenfilm zu drehen, der allein, so der Titel, »Felix« als Objekt der Begierde hat. Felix wird sein in allen vier Episoden der blonddeutsche wildgewordene Handfeger Ulrich Tukur (»Stammheim«). Aber vielleicht wird es trotzdem etwas.

Aber auch die anderen bundesdeutschen Filmemacherinnen sind gut beschäftigt Jeanine Meerapfel plant mit Liv Ullman »La amiga«, Doris Dorrie bereitet »Geld« und gleich noch »Ich und er« nach einem Buch von Moravia vor, Ulrike Ottinger produziert gemeinsam mit dem ZDF »Johanna d'Arc of Mongolia« mit Delphine Seyrig, Jean Marais und Peter Kern, und die Österreicherin Valie Export beginnt im August mit den Dreharbeiten zur Verfilmung von Elfriede Jelineks Roman »Die Klavierspielerin« .

INSZENIERUNG DER MACHT

Kaum hat sie angefangen, ist sie, die vielleicht wichtigste Ausstellung im westberliner Geburtstagsrummel, auch schon wieder vorbei Nur noch bis zum 17. Mai ist im Kunstquartier Ackerstraße im Wedding die Ausstellung »Inszenierung der Macht – Ästhetische Faszination im Faschismus« zu sehen. Alle, die nicht können oder wollen müssen sich mit dem vorzüglichen gleichnamigen Band behelfen, der im Dirk Nishen Verlag erschienen ist, 368 Seiten hat und fest gebunden 44 DM kostet. Buch wie Ausstellung, so das Vorwort, »zielen auf einen Umgang mit den imaginären Faszinationen des Faschismus, der die Frage nach Schuld und Verbot vorläufig zurücktreten läßt zugunsten einer Haltung, die sich einläßt, die aufnimmt und scheidet, die auseinandersetzt und neu zusammensetzt.«

Wenn auch die Sinnlichkeit der faschistischen Inszenierung von Macht durch den eher doch sehr textlastigen Band kaum vermittelt werden kann, bleibt jenseits der »theoriefähigen Beitrage zur Macht des Ideologischen« auch in dem Begleitband ein Moment dieses Projektes erhalten, das gerade auch vor dem Hintergrund jüngster Auseinandersetzungen – Breker raus oder rein? – Provokation genug ist Nicht nur wird durch den Verzicht auf die Darstellung von Terror und Widerstand die Tabu-Grenze eines aufgeklärten Antifaschismus überschritten, sondern auch die Trennung zwischen historischer Ausstellung und Kunstausstellung aufgehoben. Es knallt und macht schwindlig.

IMMER DANEBEN

Der westberliner Transit-Verlag hat, aus welchen Gründen auch immer, Friedrich von Zglinickis »Die Wiege der Traumfabrik« (176 Seiten, unheimliche viele Illustrationen, 38,DM) verlegt, eine Geschichte des Films bis zur Einführung des Tones, was nicht identisch ist mit der Erfindung des Tonfilmes. Das unheimlich geschwätzige Buch, das die Fakten schier endlos runterleiert, verführt gerade ob dieses Umgangs mit den Fakten dazu, sich die Literaturliste genauer anzuschauen. Folge davon: Dem Band ist zu mißtrauen. Nur wenige Beispiele Arnheims »Kritiken und Aufsätze zum Film«, die hier unter dem Namen des Herausgebers erscheinen, sind nicht 1979 in der BRD verlegt worden sondern bereits 1977, Eisners »Die Dämonische Leinwand« erschien bereits 1955 in Wiesbaden und nicht erst 1975 erstmals im deutschen Sprechraum, Iros' »Wesen und Dramaturgie des Films« wird in der Ausgabe von 1938 zitiert, obwohl 1957 eine überarbeitete und erweiterte Version erschien, Kracauers »Von Caligari bis Hitler« erschien in der Übersetzung von Witte – vergessen sei der Rowohlt-Text – nicht 1974, sondern 1979 »Das Kinobuch« von Kurt Pinthus, erstmals 1914 aufgelegt, wurde – das hätte erwähnt werden dürfen – 1963 von Arche neu aufgelegt, Hans Richters »Filmgegner von heute – Filmfreunde von morgen« erschien nicht 1949 sondern 1929, Neuauflage 1968 und die »Geschichte des Films« von Jerzy Toeplitz ist nicht seit 1979 bei Henschel in der DDR erschienen, sondern bereits seit 1972. Schade nur, daß der Band kein Personen- und Sachregister hat. Die Fehlersuche noch im Buchladen wäre eine spannende Angelegenheit.

THEATRALISCHE KINOWERBUNG

Product Placement in den Filmen ist nur ein wenig jüngerer Hut als ebensolches im Theater. Die Städtischen Bühnen in Bielefeld, die bislang wenig Aufsehen erregten durch irgendwelche Inszenierungen, nutzen jetzt erstmals in der BRD gleichsam den Theatervorhang als Leinwand, um vor den Aufführungen des Musicals »Evita« Werbespots der örtlichen Geschäftswelt zu projizieren. Sechs Minuten dauert dieses Spektakel, 30 000 DM haben die Bühnen dafür erholten, die nun nicht etwa jenen Besuchern ausgezahlt werden, die es auf sich nehmen, diese Werbeshow auch abzusitzen, sondern für eine

aufwendigere Gestaltung der Inszenierung verwendet werden.

VIDEO

The Good Life (Medien-Produktion, Verlag & Service, 8383 Exing 32) bietet jetzt einen Lehrfilm über die Manipulationen in der bundesdeutschen Berichterstattung an. In dem Videofilm »Sehr geehrter Atom-Stromkunde..., Wissen als Alternative (WAA)« (58 Min., VHS) wird am Beispiel Wackersdorf gezeigt, wie in den Medien verfälscht, vertuscht und gelogen wird. Darüber hinaus soll der Film dazu anregen, selber noch den Manipulationen im täglichen Informationswust zu suchen.

Die Verleihgebühr pro Woche beträgt 35,- DM, der Kaufpreis 95,DM.

ACH, IST DAS SCHÖN!

Zusammen mit Chinesen wird Desirée Nosbusch am 2. Juli in Peking eine erste deutsch-chinesische Unterhaltungsshow mit dem Titel »Heute Abend in Beijing« moderieren, an der unter anderem Udo Jürgens, das Pepe Lienhard Orchester, die Formationstanzgruppe Rot-Weiß Düsseldorf sowie Künstler und Artisten aus der Volksrepublik China teilnehmen.

Alles so ehrenwerte Leute hier

»Die Politik des Filmverbandes läßt sich nur im Rahmen eines allgemeineren Wechsels in der Politik des Landes sehen. Nur deswegen ändern sich die Verhältnisse im Filmverband. Wenn es noch die alte Politik gäbe, dann würde sich im Filmverband nichts ändern, auch mit einem so mächtigen Leiter an der Spitze wie Elem Klimov. Was könnten sie tun? Was zur Zeit geschieht, spiegelt also die generellen Veränderungen in der Politik des Landes.

Ich will Ihnen etwas sagen, was Ihnen vielleicht merkwürdig vorkommt. Ich habe mich früher besser gefühlt. Es gab eine Auseinandersetzung, es gab einen Kampf um Prinzipien, um meine Filme, um meine Ideen. Ich fühlte mich dabei im Prinzip recht gut. Jetzt dagegen bin ich in einer schwierigen Lage. Ich sitze hier, und man singt mein Loblied. Das ist für mich sehr schwierig. Ich weiß nicht, was ich tun soll, ich bin in einer absolut neuen Situation, wie ein Taucher, der zu schnell aus der Tiefe auftaucht, was sehr gefährlich ist. Ich bin in eben dieser Situation, ich bin sehr schnell aufgetaucht. Ich fühle mich nicht gut. Meine Gesundheit ist nicht die allerbeste . Natürlich war ich auch damals krank aufgrund all der Spannungen und Nervosität. Aber ich spürte das damals nicht. Jetzt ist es anders. Ich denke, es wird vorbeigehen, ich werde es überstehen. Aber das braucht einige Zeit.

Ich weiß nicht, was ich tun soll, wie ich meine Arbeit fortsetzen soll, was ich drehen soll. Außerdem hat man mich in eine Menge von Funktionen gewählt. Das kann ich nicht es ist nicht mein Beruf, Verantwortung über die Arbeit andere; Menschen zu übernehmen. Ich kann das nicht. Ich versuche es.

Es gibt Perioden in meinem Leben, in denen ich abgeschoben wurde, dann wurde mir vergeben ich kam zurück, und dann wurde wieder alles zurückgenommen . Es war damals wirklich eine schwierige Situation, aber irgendwie konnte man sich damit einrichten. Jetzt weiß ich nicht, wie ich handeln soll. Es wird jetzt sehr populär werden, ehrenwert zu sein – was für früher keineswegs charakteristisch war. Darin liegt eine große Gefahr für unsere Kunst. Denn es wird Leute geben, die keinen Begriff von Ehrenhaftigkeit haben, die aber nun ehrenwerte Menschen spielen, die die Maske ehrenwerter Leute annehmen. Sie werden sogar ehrenwerter aussehen als ehrenwerte Leute. Sie werden andere zum Narren halten. Das ist eine Gefahr, die wir heute verstehen müssen.«

(Der sowjetische Filmregisseur Aleksej German – »Straßenkontrolle«, »Mein Freund Ivan Lapsin« – in einem Interview mit der Zeitschrift »epd-Film«}

»VERSUCH'S MAL OHNE FILM«

F. C. Gundlach, Fotograf und Fachmann für geleckte Modefotos, besitzt auch eine Galerie. Dort stellt er aus, was ihm gefällt. Letztes Jahr war es Martin Kippenberger mit »Sand in der Vaseline, Brasilien 1986«. Gefällig sind die Bilder, wenn sie bei Gundlach aushängen, denn sie sind eine gute Mischung aus Avantgarde – »Ein gut geknipstes Foto braucht sieben Minuten« – Kritik – »In Rio ist das Bier kalt und gelb, wie es mit der Armut steht wissen sie ja« – und ein bißchen Provokation – »Wir hassen die Kamera, weil sie nicht selbständig zuschlagen kann« – und Snob-Appeal »Die teure Fotografie sucht billige Argumente«. Kippenberger hat mit Albert Oehlen auch ein Vorwort zu Ausstellung und Katolog (18,- DM, PPS Galerie, 2 Hamburg 4) geschrieben, wo schon alles steht, was Kritiker eventuell noch denken könnten. Selbst das Vorwort entschuldigt sich schon in der Überschrift »Wenn man keine unbedingte Lust hat, über Fotografie zu

schreiben, schreibt man folgendes«. Und dann noch einmal »O Rio de Janeiro«, Fotos von Bruce Weber, ausgestellt auch bei F. C. Gundlach. Der Fachmann beim Fachmann. Daß die Fotografien gleichzeitig noch diversen Buntblättern als Titelbilder dienten, war nur konsequent, wo Weber doch so schon »seine Fotos dem Primat einer aufreizenden und aufregenden Sinnlichkeit unterordnet. Hier hat ein Fotografenkönig einer Königin die Aufwartung gemacht, und da zeigt man bekanntlich keine Schattenseiten«. Martin Kippenberger meint dazu »Das Gegenlicht kommt immer von der anderen Seite, aber dazu braucht man keine Kamera. Die alten Griechen sind ohne Kamera ausgekommen. Versuch's mal ohne Film«.

Konkret 05/87, S. 38

Dietrich Kuhlbrodt

Platzanweiserin

Fundamental- und Real-Ästhetik gibt es selbstredend auch im Film. Realo-Regisseur **Hark Bohm** (»Wie ein freierVogel«, 1985) ist infolgedessen koalitionsfähig was bedeutet, daß er mit den Mitteln des Fernsehens und für das Fernsehen einen Wirtschaftskrimi gedreht hat, in dem auch ein bißchen Platz für ihn selbst geblieben ist. **»Der kleine Staatsanwalt«** heißt sein neuer Film, und er spielt die Hauptrolle selbst. Am Schluß des Films ist die neue Koalition perfekt zwischen dem kleinen Staatsanwalt, den kleinen Bauarbeitern und dem kleinen mittelständischen Unternehmer. Es ist eine Koalition der Verlierer. Im anderen Lager triumphieren Oberstaatsanwalt, Oberkaufmann und Oberbürgermeister. Der Film wird zwar nicht explizit, aber das gehört zu seiner Dramaturgie. Denn vordergründig und das heißt in den Dialogen geht es um den Wirtschaftskrimiplot, und der läuft tv-professionell genug ab. Da bleibt keine Frage offen. In den Details dieses Hamburg-Films sucht Bohm jedoch, sich zu behaupten. Die Elbmöwen fliegen. Der Hafen, die Alster, die Gerichtsgebäude am Sievekingplotz und am Karl-Muck-Platz kommen ins Bild. Das Filmteam war während der Aufnahmen tagelang in den Justizbetrieb integriert, und Bohm nutzte die offenen Arme der Institution zum Maximum dessen, was man Authentizität nennt. Okeyokey, der Film macht es einem ordentlich leicht zu glauben, daß da welche sind, die die Kleinen henken und die Großen laufen lassen – vom Standortpolitiker bis zum Oberstaatsanwalt, der die Machtverhältnisse richtig gecheckt hat. Also sei Bohm bedankt im Namen aller kleinen Staatsanwälte. Seufzseufz, jajajaja, und nichts stört an diesem grundanständigen, stillen Film.

Auf Kompromisse mit den ebenso heiligen wie sattsam bekannten Regeln des Kriminalfilmgenres läßt sich **Orlando Lübbert** mit seinem Film **»Die Kolonie«** so exzessiv ein, daß er mit seiner realästhetischen Prozedur schließlich ganz verschwunden ist. Eigentlich ging es um ein brisantes Thema – um die Machenschaften einer bestimmten faschistischen Sekte in einem bestimmten südamerikanischen Land. Kai Hermann hatte recherchiert. Er hätte sich die Fakten ebensogut aus den Fingern saugen können. Denn im Film haben wir es mit einer fiktiven Sekte in einem fiktiven Land zu einer fiktiven Zeit zu tun. Und was von den Bildern bleibt, ist pflegeleicht und wartungsfrei zusammengeschnitten. Keine Regelverstöße! Die Krimitechnik arbeitet einwandfrei, gradezu lautlos. Aber wieder ist die Professionalität zu nix nutze. Die Bilder haben wir schon hundertmal gesehen, und daß es böse Leute gibt auf dieser Welt, haben wir auch schon gehört. Was fehlt, das ist der Glaube an diesen Film. Die Krimitechnik schnurrt dahin, ästhetisch stets alles zum besten; was sollte denn falsch sein an dieser Welt.?

Fundamentalästheten sind gefragt. Im Mai läuft in einigen Kinos der neue Film von **Straub** und **Huillet »Der Tod des Empedokles«,** und mindestens die Hälfte der Zuschauer wird aus den Vorstellungen rauslaufen: Das kann man doch so nicht machen!

"Was Sie da tun, das geht doch nicht!« (Kluge) – Und der andere Teil des Publikums bleibt drin, weil er die Störung will und dabei sein will, wenn etwas in Gang gesetzt wird. Straub/Huillet gehen keine Koalition ein; sie entzweien die Kinogemeinde; eine Entscheidung ist fällig man glaubt an sie – oder nicht. Vor zweieinhalbtausend Jahren glaubte der junge Pausanias an den Meister Empedokles, und der hatte sich nicht auf den Deal eingelassen, an der Regierung von Akragas teilzuhaben. Hölderlin hatte die Tragödie zur Zeit der französischen Revolution in Verse gefaßt. Und für Straub/Huillet ist dies alles kein Thema, sondern eine Sache der persönlichen Aneignung. Sie suchen die Utopie in der Vergangenheit, da bekanntlich die Zukunft nichts verspricht. Dementsprechend servieren sie mit ihrem Film nicht einen Fund . Stattdessen kann man bei einer Aktion dabeisein so etwas wie beim Aufbrechen und Öffnen der Hölderlin-Texte. Damit es herauskommt, daß das Sprechen der Punkt ist und das Unfertige und das Persönliche, wird nichtprofessionelles Deutsch gesprochen und sei es mit starkem italienischen Akzent. Der moderate Tagesschausprecher ist weit weg und die Lebensgeschichte, die Person des Sprechers nah. Man spürt es, daß die vollen weißen Haare des Empedokles-Sprechers Andreas v. Rauch seinem Alter nicht entsprechen. Sie stehen für etwas, das das Sprechen nötig machte, für ein Schicksal (Andreas v. Rauch bekam diese weißen Haare zwei Tage, nachdem sein Bruder Georg in Berlin erschossen wurde). Aber der Film spurt das individuelle Schicksal aus, die Psychologie, die Kurzweil des Bildwechsels. Die Stimmen werden von der Natur vereinnahmt, dem menschenleeren Raum, Vögelzwitschern und Grillenlaute überlagern das gesprochene Wort. »Die Todesutopie sucht die Einheit des Unbewußten« (Bloch). – Der Einheit mit der Natur opfern Straub/Huillet mit stiller Wut alles, was wir von der Filmästhetik gewohnt sind. Mit geradezu manischer Besessenheit ist alles nur mögliche Bildgerümpel aus diesem Film herausgeflogen. Es bleiben die Sprecher, Siziliens Natur, lange, statuarische Einstellungen, rituelle Wiederholungen. Alles was lieb und teuer war, ist weg. – Das macht aggressiv. Oder es befreit Platz um aktiv zu werden, wieder hinzugucken, hinzuhören oder was auch immer, schlimmstenfalls sich zu entscheiden, auch das Kino von

Menschen zu entleeren oder sonst etwas Archaisches zu tun, was nicht zuletzt in der Absicht der Medium-Fundis Straub/Huillet liegen dürfte.

Konkret 05/87, S. 40

Matthias Altenburg

Magazin - Bücher

Paul Eluard schreibt Gedichte, handelt mit Kunst und liebt Gala. Sie heiraten, machen ein Kind und sind glücklich. Aber Paul ist ein berühmter junger Mann und kennt viele andere berühmte junge Männer. Und Gala mag berühmte junge Männer. Zum Beispiel mag sie Max Ernst und fängt was mit ihm an . Weil Paul darüber ganz traurig ist, geht er auf eine lange Reise und als er wiederkommt, boxt er sich mit Max, der fortan »das Schwein« heißt. Um solche Konflikte künftig zu vermeiden, erfindet das Paar die freie Liebe, damit sein darf, was sein kann. Paul ermuntert Gala »Man sollte seine Freiheit stets mißbrauchen«. Als sie gemeinsam in die Sommerfrische fahren, stellt er ihr seinen Freund Salvador Dali vor. Um Gala zu gefallen, zerreißt Dali sein Hemd, rasiert sich die Achselhöhlen blutig und beschmiert seinen Körper mit Ziegenmist. Gala bleibt gleich bei ihm. Paul fahrt wieder nach Hause und muß jetzt viele Briefe schreiben »Gala, wenn mir der Gedanke kommen sollte, daß zwischen uns alles vorüber ist, dann bin ich wirklich wie ein zum Tode Verurteilter. . . Meine einzige Freude besteht darin, immer wieder Deine Aktphotos anzusehen... Dein Geschlecht ist weit geöffnet über meinem ganzen Gesicht, dann dringt mein Glied tief in Dich ein, und ich halte Deinen Hintern, der sich wie der Frühling herrlich regt.... Gala, Gala, Gala ... Ich liebe Dich über alles und küsse Dich überall. Für immer Dein. Paul.« Undsoweiter, undsoweiter, viele, viele Briefe lang. Gala und Paul lassen sich scheiden . Gala bleibt bei Dali . Und Paul heiratet Nusch. Aber auch nach der Hochzeit bleibt er in seiner Liebe zu Gala renitent. Erst zwölf Jahre später, als Nusch stirbt, bricht Paul zusammen »Mein Leben ist leer.« Dafür sind Galas Schubladen voll, voll mit den intimen Episteln des großen surrealistischen Lyrikers Paul Eluard, welcher nicht wollte, daß dieser Briefwechsel öffentlich wird und der deshalb Galas Antworten vernichtet hat. Aber was ist schon der Wunsch eines Toten wert, wenn Verlage mit seinem Nachlaß Geld verdienen können, indem sie diesen auf den Markt schmeißen **(Liebesbriefe an Gala, Hoffmann und Campe, DM 64,-).**

China ist ein fernes Land und seine Literatur bei uns eine Unbekannte. Die Namen der Autoren sind schwierig auszusprechen und keiner kann sie sich merken. Zumal sie in den unterschiedlichsten Transkriptionen überliefert sind. **Lu Xun** ist Lu Hsun ist Lu Hsun ist Lou Sin. Jedenfalls wurde er 1881 geboren, war Schüler der Marineakademie, Medizinstudent und Lehrer. Jedenfalls ist er 1936 gestorben und gilt als Begründer der modernen chinesischen Literatur. Der jetzt erschienene Band **(Die große Mauer, Greno, 30,-)** bietet einen schönen Querschnitt durch das erzählerische essayistische und lyrische Gesamtwerk. Nicht vergessen zu können, kann eine Krankheit sein. Sie heißt Hypermnesie. Dichter machen aus dieser Krankheit Bücher. Lu Xun konnte die Einsamkeit seiner Jugend nicht vergessen. Einer seiner Aufsätze heißt »Ich erinnere mich, um zu vergessen«. Ein Hauptwerk ist aus diesen Erinnerungen nicht entstanden. Der Grund Wenn Autoren versuchen, die Wirklichkeit auf neue Weise wahrzunehmen, sind sie oh zur Synthese nicht fähig. Statt großer Romane entstehen kurze Berichte, statt hermetischer Kunstwerke offene, fragmentarische Mischformen, statt großer Bäume wachsen »Wilde Gräser«, wie Lu eine Sammlung seiner Skizzen betitelte. Seine Helden sind Gelegenheitsarbeiter, Mägde, Verrückte und Arbeitslose. Gegen die großen Sprüche setzt er die kleinen Rebellionen des Alltags, den Mut und die Kraft der Schwachen. Aber er zeigt auch ihre Kleinheit, ihre Gemeinheit, ihre Hinterlist. Er weiß, die Wahrheit kann so unerträglich sein, daß sie das Leben kostet. Sein ironischer Lakonismus ist von revolutionärer Attitüde ebenso weit entfernt wie von eitler Selbstverliebtheit. Die abendländischen Autoren können von ihm lernen, daß ein politischer Dichter auch im 20. Jahrhundert der Natur seines Landes huldigen darf.

»Obwohl sie nett anzusehen sind, haben Popstars selten einen IQ, der über der Raumtemperatur liegt, und wir reden hier von kalten Räumen.« Ein kluger Satz, ein schöner Satz. Sätze dieser Art stehen noch reichlich in dem Buch von **Julie Burchill über Prince, Pop, Elvis, Kommunismus, Madonna... (Kiepenheuer & Witsch, DM 16,80)**. Die britische Journalistin räumt auf mit den liebgewonnenen Mythen der linksliberalen Kulturjournaille. Zum Beispiel mit dem, daß gute Popmusik auch von guten Texten flankiert werden müsse. Begründung »Ich habe nichts gegen Musik und nichts gegen Politik – aber sie können nur zum beiderseitigen Nachteil miteinander vermischt werden. . . Die Schrecken eines nuklearen Krieges werden eher weniger greifbar als umgekehrt, wenn man sie in einer Form beschreibt, zu der man tanzen, singen und ficken kann.« Julie Burchill ist 26 Jahre alt und sie hängt sich weit aus dem Fenster. Daß sie jung ist, beweisen nicht nur ihre betörend frischen Vergleiche, sondern auch die Vehemenz, mit der sie von Illusionen Abschied nimmt, die man eben nur mit 20 hat. Aber es ist nicht nur ihr Alter, das die HipHop-Schreiber aus West-Germany vergleichsweise so fürchterlich greisenhaft aussehen läßt.

Es liegt eben auch daran, daß sie nicht wie ihre deutschen Kollegen den von ihr analysierten Mechanismen des Kulturbusiness gleich selbst wieder auf den Leim kriecht. Julie Burchill ist, selten genug, eine Marxistin, die keine Angst hat, sich öffentlich zu täuschen, ein intelligenter Naseweis, der die Kulturkritik auf Trab bringen könnte. Und wer dieses Buch aus den Händen legt, ohne es zu Ende gelesen zu haben, ist entweder während der Lektüre gestorben oder war schon

vorher eine Leiche.

Konkret 05/87, S. 44

Günter Amendt

Lieber Martin Dannecker,

Ob ich mir der Tragweite meiner Aktion überhaupt bewußt sei, wollte ein Student wissen, nachdem er das Flugblatt gelesen hatte, das ich auf dem Gelände der Hamburger Universität verteilte. Das war vor einigen Monaten irgendwann zwischen dem ersten und dem zweiten Anlauf zur Volkszählung. Mein Flugblatt rief zum Boykott eines Forschungsprojektes des Hamburger Anthropologischen Instituts auf. Die suchten damals Homosexuelle zum Befragen und zum Vermessen. Damit könne er nicht einverstanden sein. Der Tragweite wegen. Ich solle ihn nicht falsch verstehen, der Boykottaufruf »an sich« sei schon berechtigt, aber wo führe das hin, mir gehe es doch gar nicht nur um den Boykott dieses, auch aus seiner Sicht fragwürdigen Projekts der Anthropologen, ich wolle doch auf eine grundsätzliche und generelle Datenverweigerung hinaus. Und eben damit könne er als zukünftiger Sozialwissenschaftler nicht einverstanden sein.

Mein Kritiker hatte nicht nur die Absicht der Flugblattaktion richtig erkannt, er beschrieb auch einen Rollenkonflikt, der mir selbst nicht unbekannt ist. Es sei sein Beruf, Daten zu sammeln und auszuwerten, auch wenn er die fast schon allgemeine Befürchtung teile, sein Material werde in die falschen Hände geraten, womit er unterstellte, es könne in dieser Gesellschaft die 'richtigen Hände' überhaupt geben.

Immerhin, Datensammlung als Arbeitsbeschaffungsprogramm für Sozialwissenschaftler – man sollte das Argument nicht unterschätzen, es gehört zum Lockangebot der Volkszählungsbefürworter.

Ich jedenfalls war mir der Tragweite meiner Flugblattaktion damals so bewußt wie heute, wo ich Dir, Martin, einen offenen Brief schreibe, der auf die Aufforderung an alle Homosexuelle hinausläuft, die von Dir geplante und vom Bundesgesundheitsministerium finanzierte Homosexuellen-Befragung zu boykottieren. Allerdings schreibe ich auch, weil ich hoffe, daß Du meine Argumente aufnehmen, die politische Tragweite des Projekts erkennen und die Untersuchung abbrechen wirst. Ein Boykottaufruf erübrigte sich dann, und mir bliebe erspart, massiv und rücksichtslos in die Arbeit eines Kollegen einzugreifen und einen Konflikt auszulösen, der Fronten schafft, die so zwischen uns nicht bestehen. Was Du jedoch vorhast, ist politisch nicht vertretbar und fordert politischen Widerstand heraus. Du beabsichtigst im Auftrag einer konservativ-reaktionären

Regierung, eine strafrechtlich verfolgte Minderheit nach dem Privatesten und Intimsten auszufragen, und tust das in einer Zeit, wo im Geltungsbereich des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland Repressionsmaßnahmen gegen Angehörige dieser Minderheit, soweit sie aidskrank oder viruspositiv sind, bereits ergriffen werden.

Mir geht es nicht einmal so sehr um den »personenbezogenen« Datenschutz, denn ich traue Dir schon zu, Dein Material so zu verschlüsseln und zu versorgen, daß es als geschützt gelten kann, auch wenn ich damit den Staatsorganen, die an der gewaltsamen Entschlüsselung Deiner Daten interessiert sein könnten, einen Freibrief nicht ausstellen will. Hier geht es um einen kollektiven Datenschutz bzw. den Schutz eines von Repression bedrohten Kollektivs.

Mit Deinem Vorhaben muß sich die Öffentlichkeit der Betroffenen und potentiell Befragten auseinandersetzen, auch wenn sich dabei herausstellen sollte, daß Du mit Deinem Projekt so isoliert nicht dastehst, wie es politisch wünschenswert wäre. In der professionell-kommerziellen Homosexuellenpublizistik wird es wohl Organe geben, die einen Sinn in der von Dir geplanten Untersuchung sehen, sei es, weil sie sich redaktionellen Stoff für gleich mehrere Jahrgänge erwarten, sei es weil sie darauf spekulieren, in einer Art Nebenauswertung ihren Inseratkunden ein Marketingprofil des »homosexuellen Lesers und Konsumenten« liefern zu können.

Dir sind meine angesichts der Verwertungsverhältnisse grundsätzlichen Einwände gegen empirische Sozialforschung bekannt. Ich habe sie wiederholt unter anderem auf Tagungen der »Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung«, deren Vorsitzender Du bist, öffentlich gemacht. Ich urteile und werte nicht vom Standpunkt eines Puristen, ich bin mir meiner eigenen Widersprüche bewußt, denn ich habe selbst mit »Lust und Leidenschaft« empirisch geforscht, Forschungsprojekte angeregt bzw. Fragestellungen entwickelt und mit den Ergebnissen dieser Projekte wissenschaftlich wie politisch gearbeitet. Und keine andere empirische Untersuchung war für meine eigene Arbeit wichtiger als die von Dir und Reimut Reiche 1974 veröffentlichte Studie »Der gewöhnliche Homosexuelle«.

Diese Arbeit willst Du und sollst Du jetzt in einer Replikationsstudie wiederholen. Selbstverständlich hat die Entschiedenheit meiner Kritik auch mit dem Zeitpunkt zu tun, an dem Du Dich auf dieses Unternehmen einläßt. Grundsätzliche Einwände und prinzipielle Bedenken gegen wissenschaftlich verbrämtes Ausforschen, solange sie akademisch bleiben, sind von anderer Bedeutung als der Widerstand ganzer Bevölkerungsgruppen, die sich von Meinungs- und Sozialforschern nicht länger abmelken lassen wollen. Im Umfeld der Volkszählung wirkt deshalb Dein Vorhaben wie ein Sabotageakt an den vielfältigen und intensiven Bemühungen, Menschen vor der Preisgabe ihrer Daten und der Offenlegung ihrer Meinungen zu warnen. Gemessen an dem, was Du und das Ministerium, das Deine Untersuchung

finanziert, von Homosexuellen wissen wollen, erscheint der Fragebogen der Volkszähler mit seinen maximal 33 Fragen als ein Dokument der Selbstbescheidung.

Dieser Regierungsauftrag ist zunächst einmal auch eine Bestätigung bzw. Anerkennung der von Dir und Reimut Reiche entwickelten Forschungsmethoden, denn um in eine Population eindringen zu können, die so widersprüchliche Interessen und unterschiedliche Bedürfnisse unter dem Begriff Homosexualität vereinigt, bedarf es eines feineren wissenschaftlichen Instrumentariums als es 'Allensbach' oder 'Infas' jemals bieten könnten. Wir alle, ob wir nun über »Studentensexualität« oder »Arbeitersexualität«, über »Jugendsexualität« oder »Das Sexualverhalten von Jugendlichen in der Drogensubkultur« oder eben über »Homosexualität« forschten, waren uns der Vereinnahmungsgefahr immer bewußt, alle hatten wir »Adornos Vision einer kritischen empirischen Sozialforschung«, wie Rolf Wiggershaus ein Kapitel seiner Geschichte des Frankfurter Instituts für Sozialforschung überschrieb, vor Augen, eine Vision, die sich als wissenschaftlicher Irrtum erweisen sollte.

Ich nütze die Gelegenheit, um auf das Buch von Rolf Wiggershaus aufmerksam zu machen, nicht nur weil das hier zitierte Kapitel meine Argumentation stützt. Wiggershaus beschreibt die Geschichte, theoretische Entwicklung und politische Bedeutung der »Frankfurter Schule« nicht einfach als Chronologie einer wissenschaftlichen Institution, er hat jede Entwicklungsstufe und damit auch jedes Forschungsprojekt so in die Zeit, also in den politischen, sozialen und ökonomischen Kontext gestellt, daß der Leser die Entstehung solcher »Irrtümer« mitverfolgen und nachvollziehen kann. Ein aufregendes Buch.

Bereits im Dezember 1951, noch vor dem endgültigen Entschluß, aus der Emigration nach »Deutschland« zurückzukehren, legte Adorno in Weinheim auf einem Kongreß »Zur gegenwärtigen Stellung der empirischen Sozialforschung in Deutschland« sein spezifisches Interesse an der Verwertung und Verwendung empirischer Daten fest. Zustande gekommen war dieser Kongreß auf Anregung der Meinungsforschungsabteilung des US-Hochkommissars für Deutschland. Den in Weinheim versammelten Meinungsforschern, Sozialwissenschaftlern und Statistikern sollte »die Bedeutung der Meinungsforschung für das wirklich demokratische Funktionieren sozialer Institutionen« nahegebracht werden. Gegen diesen Anspruch, aber auch gegen das auf dem Kongreß angestimmte hohe Lied der Konsumentenbefragung setzte Adorno in seinem Vortrag den Versuch, »die empirische Sozialforschung dem 'research-Betrieb' zu entreißen und für eine Theorie der Gesellschaft zu retten«.

Eure Anfang der 70er Jahre unternommene Homosexuellen-Befragung hat in diesem Sinne zu einer Theorie der Homosexualität entschieden beigetragen, alle Kritik an den Methoden, alle Einwände gegen bestimmte Interpretationen – also auch meine Kritik und meine Einwände – waren zwar nicht unbedingt falsch, sie waren aber, angesichts der Bedeutung eurer Untersuchung, kleinlich. Auch die damals grassierenden Sozialstaatsillusionen und die weit verbreiteten Reformhoffnungen machten das Unternehmen subjektiv verständlich, konnte man doch davon ausgehen, daß der Staat schon bald und endgültig die juristische Verfolgung von Homosexuellen aufgeben würde, und hoffen, daß damit auch die gesellschaftliche Diskriminierung nachlassen würde. Selbst die Erwartung, daß homosexuelle Opfer des Naziterrors in einer, wenn auch nur symbolischen Geste, rehabilitiert und »entschädigt« würden, war so abwegig nicht, vor allem aber hatte kaum jemand, der damals als Datensammler unterwegs war, eine Vorstellung von den Folgen der heute erreichten Computerisierung und Datenvernetzung. Das Stichwort damals hieß Emanzipation, das Stichwort heute heißt Repression.

Man kann sich denken, für was Deine Auftraggeber sich interessieren – am wenigsten für das, was das Wichtigste eurer Untersuchung von 1974 war: die nicht das Sexuelle betreffenden Ergebnisse. Was heute interessiert – im Zeichen von Aids – ist nur eines: Wie machen sie es, die Homosexuellen? Von vorne oder von hinten, ficken sie oder lassen sie sich ficken, blasen sie und schlucken sie dabei, nehmen sie Pariser oder nehmen sie keine, wie häufig treiben sie es, und wie oft wechseln sie das Objekt der Begierde? Das wollen sie wissen, und das werden sie auch bekommen. Und vieles andere mehr. Wehe aber, die Homosexuellen von heute treiben es auch nur halb so wild und halb so bunt wie im statistischen Spitzensatz von damals, dann werden gestützt auf die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung, getragen von der veröffentlichten Meinung und unter Anrufung des gesunden Volksempfindens Repressionen auf alle Homosexuellen niederprasseln, gleichgültig ob und wo und wie sie sich in Deiner Materialsammlung wiederfinden.

Aids, das schon so vieles verändert hat und noch mehr verändern wird, stellt die Frage der Wissenschaftsethik in einer Schärfe, wie sie unsere Generation von Sexualwissenschaftlern noch nicht gehört hat, vergleichbar der Lage von Naturwissenschaftlern im Zeitalter der Atomspaltung und der Drohung einer atomaren Massenvernichtung.

Wer eigentlich bedarf eigens beschaffter empirischer Belege, um festzustellen, was offensichtlich ist? Das Leben eines jeden einzelnen Homosexuellen ist beeinflußt, ist getroffen, ist geprägt und ist gezeichnet von der Krankheit. Was gibt es da zu untersuchen? Wen geht das was an? Schon jetzt sind Homosexuelle doch nur noch ein Gegenstand des öffentlichen Interesses, Objekte von Spekulationen, Projektionen und Aggressionen. Wer sie in diesem Zustand befragen und statistisch auseinandernehmen will, liefert sie nur noch weiter der Vereinzelung und den Blicken der Gaffer aus. Die einzig denkbare Untersuchung zur Homosexualität – rein hypothetisch und alle grundsätzlichen Einwände gegen empirische Sexualforschung einmal beiseite gelassen – wäre eine Befragung der nicht-homosexuellen Bevölkerung in der Absicht,

deren Vorurteile und Ressentiments besser zu verstehen mit dem Ziel, einem Pogrom vorzubeugen. Es wäre eine Untersuchung, die sich mit den Strukturen der 'autoritären Persönlichkeit' zu befassen hätte – also Studien über das Vorurteil.

Das war einmal der Ausgangspunkt von Adorno und Horkheimer, bei Studien über das Betriebsklima sind sie schließlich gelandet. Ihr Auftraggeber war der Mannesmann-Konzern. Vom Versuch, empirische Sozialforschung für »eine Theorie der Gesellschaft zu retten«, hatten sie sich weit entfernt. »Abschied von der einstigen Unabhängigkeit« überschreibt Rolf Wiggershaus das entsprechende Kapitel seines Buches. Am Ende stand ein Angebot des »Rationalisierungs-Kuratoriums der Deutschen Wirtschaft« an das Institut, Assistentenstellen zu finanzieren. Das sagt viel über die Bedeutung der Mannesmannstudie – für die Kapitalseite. Mehr noch sagt, wie die Herren des Vorstandes ihre Auftragsvergabe ausgerechnet an das Frankfurter Institut im damals üblichen Jargon begründeten: »Zu keiner Zeit war das Problem der rechten Menschenführung und der planmäßigen Erforschung ihrer Grundlagen dringender als heute.« Wiederholt war in der Begründung, die wie eine höhnische Laudatio auf den Kritiker des Jargons der Eigentlichkeit klang, auch die Rede von der »Sorge für den Menschen« und der »bestmöglichen Erfüllung aller Funktionen« selbstverständlich »innerhalb des Gemeinwesens« auf der Grundlage einer »gedeihlichen Einordnung in das Gefüge«.

Es erinnert an einen Witz aus der Gründerzeit der Schwulenbewegung, wenn man die Mannesmann-Studie des Frankfurter Instituts für Sozialforschung und die geplante Homosexualitäts-Studie des Frankfurter Instituts für Sexualforschung in einen Zusammenhang bringt. Aber ging bzw. geht es den Auftraggebern nicht in beiden Fällen um »das Problem der rechten Menschenführung« und eine »gedeihliche Einordnung in das Gefüge«? Im Mittelpunkt steht natürlich die »Sorge für den Menschen« – es müssen ja nicht immer gleich alle sein.

Der Mannesmann-Konzern war, wie Wiggershaus hervorhebt, »nicht irgendein Unternehmen«. Er finanzierte die Nazipartei, er arisierte und germanisierte Industrieunternehmen in den von den Nazis überfallenen und besetzten Ländern, er entsandte »Wehrwirtschaftsführer« in die Hierarchie des Nazistaates.

Diese Bundesregierung ist nicht irgendeine Regierung, und Bayern ist kein Anachronismus, sondern das Pilotprojekt einer an dieser Bundesregierung beteiligten klerikal-reaktionären Landespartei, deren Schulminister diese Randgruppe »ausdünnen« will, »weil sie naturwidrig ist«. Er meinte die Homosexuellen. Der Unterschied zwischen Bayern und dem Rest der Republik ist der von »schon« und »noch nicht« . Leider hast Du es im »Spiegel-Gespräch« mit dem bayerischen Staatssekretär, der niemanden »ungeschoren« lassen will, unterlassen, das Gauleiterdenken Deines Gesprächspartners in seinen rechten historischen Kontext zu stellen.

Es geht nicht. Laß es. Es gibt einen Punkt. Er ist erreicht. Das sage ich Dir als Wissenschaftler, als politischer Mensch und als gewöhnlicher Homosexueller.

Rolf Wiggershaus Die Auserwählte Theorie. Die Geschichte der »Frankfurter Schule«. Hanser Verlag, 800 Seiten, DM 128, –

Kasten Seite 44

»Reden wir, weil es bei Aids zentral darum geht, über die Forschungen zur männlichen Homosexualität. Hierzu liegt seit 1974 eine von Reimut Reiche und mir durchgeführte sexualwissenschaftliche Untersuchung vor, die so sorgfältig und detailliert ist, daß man seither nicht mehr auf Vermutungen und das Auswerten anekdotischer Berichte angewiesen ist. Obgleich diese Studie in Ihrem Haus bestens bekannt ist, verlangt der »Spiegel« eine staatlich gelenkte Homosexualitätsforschung . «

(Dannecker an Augstein)

Kasten Seite 45

»Du beabsichtigst im Auftrag einer konservativ-reaktionären Regierung, eine strafrechtlich verfolgte Minderheit nach dem Privatesten und Intimsten auszufragen, und tust das in einer Zeit, wo Repressionsmaßnahmen gegen Angehörige dieser Minderheit, soweit sie aidskrank oder viruspositiv sind, bereits ergriffen werden.«

(Amendt an Dannecker)

Konkret 05/87, S. 48

Corinne Schelbert

Reinigungsbad für die Nation

»Platoon« sahnte ob: vier Oscars, drei Golden Globes, ein Silberner Bär. Dekorationen für einen Film, der den Vietnamkrieg zeigen will, wie er wirklich war. Und daß er so war wie im Film, ist übereinstimmende Meinung in den USA. Die einen sind erfreut über soviel Pazifismus, die anderen über soviel Action. Dabei ist »Platoon«, gedreht von dem notorischen Hollywood-Reaktionär Oliver Stone, ein eher müdes Filmchen, das kein Klischee ausläßt und Gut und Böse übersichtlich verteilt. Ein Grund mehr, warum die Vietnamesen einfach gewinnen mußten.

Die Märtyrerpose des Oliver Stone wurde vom Publikum der Berliner Filmfestspiele geschluckt wie aufgeweichte Cornflakes. Zehn Jahre habe er das Drehbuch mit sich herumgetragen, monierte zum x-ten Mal der 40jährige Regisseur und Ex-Soldat an der Pressekonferenz, niemand wollte es haben. Zu harsch, zu deprimierend, befand Hollywood, und das US-Verteidigungsministerium versagte seine logistische Unterstützung für diese »total unrealistische« Geschichte. Dann fanden sich schließlich europäische Geldgeber, und Stone konnte seine autobiographisch inspirierte Story über eine Infanterieabteilung der US-Armee, die 1967 nahe der kambodschanischen Grenze vom Feind hart bedrängt wird und von der eigenen Armee als Köder zum Hervorlocken der Nordvietnamesen aus dem Busch mißbraucht wird, endlich fürs Kino umsetzen. Ein Captain des »Marine Corps«, wie Stone ein dekorierter Vietnam-Veteran, ehemaliger Redakteur des ultramilitanten Soldatenblatts »Soldier of Fortune« und inoffizieller Ausbilder von Contra-Truppen, diente als militärischer Berater des Filmteams, das auf den Philippinen vom forschen Captain durch hartes Regime auf Trab gebracht, die Hölle nochmals wiederauferstehen lassen sollte. So war es, wie in »Platoon«. Basta. Alles frühere ist ausgeblendet, gegen das Diktum der Kritik und des Publikums kommt man nicht an. Denn die amerikanische Kritik deklarierte diesen Film in einer beispielslosen Amnesie – als hätten sich Coppola und andere während zwei Jahrzehnten nicht schon viel profunder mit dem amerikanischen Wahnsinn in Indochina befaßt – zum Bewältigungsprodukt Nummer eins, und das Publikum strömte in Scharen in dieses pubertäre Melodrama von einer jungen Unschuld frisch vom Gymnasium, die, hin- und hergerissen zwischen Bewunderung für den mordenden, todessehnsüchtigen Sergeant Barnes und den mit Stirnband, Buschmesser und loint als freakiger Rambo solitär im Busch herumwildernden Sergeant Elias, schließlich die Mannwerdung im Kampf erfahren darf und in einem schönen Akt der Selbstjustiz – und zum Jubel des vorab jugendlichen Publikums – den um den Tod bittenden Barnes abknallt, um dann unter vermanschten Sinfonieklängen mit viel Streichern auf der Bahre der Heimat zugeführt zu werden.

Da stand er nun vor ehrfürchtigen Teilnehmern der Berliner Pressekonferenz, Oliver Stone, seit 1979 preisgekrönter Drehbuchautor und neuerdings, seit »Salvador«, auch vielgelobter Filmemacher, der mit einem vergleichsweise niedrigen Budget von 6,5 Millionen Dollar einen schmutzigen kleinen Film gemacht hatte, der bloß eine Fortführung seiner schmutzigen kleinen Filmszenarios ist, wovon ihm jedes einzelne in den USA den Ruf eines Rassisten, Sexisten und Sensationsjägers eingetragen hatte und den lautstarken Protest der jeweils betroffenen Minderheiten auf den Plan rief. Das Oscar-gekrönte Drehbuch für Alan Parkers »Midnight Express« verwandelte das auf einem Tatsachenroman basierende Mißgeschick eines wegen Haschischschmuggels in der Türkei inhaftierten Amerikaners in ein beispielloses Gefängnis-Martyrium, bei dem fette türkische Wächter in Nazi-Montur und damit stellvertretend die ganze Nation als eine Rasse von Schmierfinken erschien. Die Nachdenklichen hatten damals den Kopf geschüttelt und sich gefragt, woher die Notwendigkeit zu einem antitürkischen Propagandafilm komme, das Knastgreuelmärchen wurde zu einem der populärsten Filme jener Zeit.

Stones Kommentar zu diesem Werk heute ist: »Vielleicht hatten die (protestierenden) Türken recht, denn wir trieben es ein bißchen toll, aber wir waren jung«. Etwas älter schon war der Romantiker mit den gewalttätigen Männerphantasien, als er zusammen mit Regisseur Brian de Palma das Drehbuch zu »Scarface« schrieb. Als in Florida durchsickerte, daß es sich um eine Aufstiegsgeschichte eines kleinkriminellen Exil-Kubaners zum Kokainkönig in Miami handelte, schaltete sich die Presse ein und warnte, daß es bei Dreharbeiten in Miami Protest geben werde, worauf sich die Crew nach Los Angeles verzog, um einen Film zu kreieren, der in seiner Brutalität, Dummheit und Anti-Latino-Haltung (ein Volk von larmoyanten Killern) einzigartig in der Filmgeschichte Hollywoods dasteht. Stone, der Gewaltjunkie mit dem Authentizitätsfimmel – eigenes Erleben und eigene Recherche stehen bei ihm immer als unumstößliche Wahrheit dar, als könnten Teilausschnitte, ob Türkei oder Vietnam, jemals die ganze Wirklichkeit vermitteln – erzählt heute noch stolz, wie er beinahe zu Tode kam, als er in Bimini eigenhändig einen kolumbianischen Drogenhändler verfolgte und prahlte auch damit, wieviel Kredit er bei den Vorbereitungen zu »Salvador« bei dem salvadorianischen Faschisten Roberto d'Aubuisson als Autor von »Scarface« hatte.

Das Elend sollte nicht aufhören: Michael Cimino, seit »The Deer Hunter« ebenfalls zertifizierter Brutalo-Anhänger, der damals grünes Licht für die Darstellung des unmenschlichen auf Folterung US-amerikanischer Kriegsgefangener geradezu abfahrenden Vietcong gegeben hat, verpflichtete ihn zur Scriptmitarbeit von »The Year of the Dragon«, einem in Manhattans Chinatown angesiedelten Polizistendrama, wo der Held angesichts der von der Chinesenmafia aus Thailand importierten Heroin-Schwemme und als traumatisierter Vietnam-Veteran (der klassische Amokläufer, der in »First Blood«

bzw. »Rambo I« seinen Kulminationspunkt finden sollte) ausrastet und ebenfalls sublimes Zeugnis von Selbstjustiz ablegt. Die »Chinese-Americans« wehrten sich in der Folge lautstark gegen die Aufführung des Films, gab er doch den Anschein, als regierten in Chinatown allein Drogen und Unterwelt. Wiederum hagelte es Vorwürfe von schiefer Optik und Inauthentizität, wiederum sprach Stone, der wie jeder rechte Reaktionär nie kapiert, daß er ethnische Gruppen diffamiert, arrogant von »organisiertem Protest« von Leuten, die halt der Realität nicht ins Auge sehen könnten und, okay, »der Film war ein bißchen überrissen«.

Die Apotheose der rasantschmutzigen Action erreichte Stone, diesmal als sein eigener Regisseur, in »Salvador«, wo er die Erinnerungen eines ausgepowerten Fotografen-Freundes derart umfunktionierte, daß der manische Klicker, nachdem ihn die Schergen des Major Max (alias d'Aubuisson) anno 1980 ein bißchen hart angefaßt hatten, zum grandiosen Ankläger des salvadorianischen Faschismus mit seinen Todesschwadronen und Leichenhügeln wurde. Was die Linke in den USA und Europa derart entzückte, daß sie den »Konvertiten« Stone vorübergehend ins Herz schloß, die simplen Tatsachen vergessend, daß Stone eine Nase für politische Trends hat, daß mittlerweile auch die extremen Republikaner über das einstige geheime Terror-Regime des ARENA-Politikers die Nase rümpften und daß in »Salvador« dieselbe miese Polarisierung, nur diesmal unter geänderten Vorzeichen, stattfand. Was nutzt es, daß er diesmal die Rechtsextremen El Salvadors denunziert, wenn dies in der gleichen comicshaften Art geschieht mit den gewohnten Karton-Bösen, denen jede Menschlichkeit und somit auch jede politische Gefährlichkeit abgesprochen wird? Um auf Stones spezifische Diffamierungsmethode zu kommen, muß man schauen, wie er in seinen Filmen mit den »Einheimischen« umgeht, ob Türken in »Midnight Express«, Exil-Kubanern in »Scarface«, Salvadorianern in »Salvador« oder Vietnamesen in »Platoon«. Sie bilden bloß den dekorativen Hintergrund, sind gehirnlose, oft sogar gesichtslose Masse von gutmeinenden Rückständigen, wobei es den Weißen resp. nordamerikanischen Protagonisten vorbehalten bleibt, sich über Moral und Politik zu äußern und über existentialistischen Fragen zu brüten.

Was nunmehr erstaunt, ist nicht, daß ein Film wie »Platoon« zustande kam und ein Massenerfolg wurde, was erstaunt, ist, wie sich die amerikanische Intelligentsia unisono dahinter schart und die bedingungslose Konfrontation mit der historischen Realität angesichts eines Werkes verkündet, das in singulärer Mythifizierung des Krieges wiederum nur die verlorene Unschuld der USA, mitnichten aber die Opfer ihres imperialistischen Engagements, beklagt. »We didn't fight the enemy, we fought ourselves«, zieht raunend eine Off-Stimme zum Schluß Fazit. Denn, nicht wahr, daß die Amerikaner sich zu Gewalttätigkeit korrumpieren liessen, ist – so geht die Legende zur amerikanischen Trauerarbeit – die wahre Tragödie des Vietnamkrieges. Auch in »Platoon« ist wieder nur von den »Besten der Nation, in Herz und Seele« die Rede, die nutzlose Opfer brachten. Die Amerikaner trauern seit gut fünfzehn Jahren (ab 1972 wurde dank der »Vietnamisierung« des Krieges nur noch asiatisches Menschenmaterial geopfert) intensiv um ihre 58 000 toten Soldaten, aber es gelingt ihnen auf wundersame Weise, die Tatsache eines durch Entlaubung fast gänzlich verwüsteten Landes und zwei Millionen tote Vietnamesen unerwähnt zu lassen. Stone übernimmt in »Platoon« die tradierte Darstellung des Indochina-Konflikts, in welchem die GI's und ihre Vorgesetzten strikt nur von den »gooks« reden – die auch wieder so wunderschön in die Luft gehen – und sie als die gackernde und schnatternde gelbe Masse erscheinen läßt, was die Vietnamesen für die Amerikaner immer waren und immer bleiben werden. Indem Stone die Sichtweise der Soldaten bedingungslos übernimmt und sich in keiner Weise von ihrer verächtlichen Haltung distanziert, zementiert er das alte Vorurteil, das im Nachhinein als das größte Verbrechen in diesem Krieg erscheint: Die latente Vorstellung von Untermenschen, hinter deren starrer, lächelnder Maske sich Freund oder Feind verbergen kann. »Shoot now, ask questions later«, lautete die Soldaten-Parole.

»Der Vietnamkrieg wurde nie so gezeigt, wie er wirklich vor sich ging, die Wahrheit wurde unter den Tisch gewischt«, plapperte Oliver Stone in Berlin, der die Jubelpropaganda langsam selber zu glauben scheint, in schöner Unkenntnis (oder Verdrängung) all der zahllosen Dokumente in Buch und Film, die seit zwei Jahrzehnten um eine Phänomenologie dieses Krieges bemüht sind. Und fügte, auch er offensichtlich ein Anhänger der Dolchstoß-Legende, die seit »Rambo« und mit dem ausdrücklichen Segen des US-Präsidenten, wieder salonfähig wurde, hinzu: »Der Krieg wurde in den USA verloren«, und in einem früheren Interview: »Das ganze Problem dieses Krieges war, daß Johnson ihn nie zu einem Krieg machte«. Natürlich schaut Stone der Brutalität ins Angesicht – die ist schließlich sein Hobby – und stellt in »Platoon« ein Massaker à la My Lai nach. Doch ist die Sequenz so gedreht, daß die Hysterie der amerikanischen Soldaten nachvollziehbar, ja verständlich wird, und natürlich haut der Böse über die Schnur nur um vom Guten subito zurechtgewiesen zu werden. Einer, der gedankenlos ein paar Gooks abgeknallt hat, darf den unvergeßlichen Satz sagen' »I'm hurting real bad inside« – mich schmerzt es tief innen. Und natürlich sitzen die GI's nachher zusammen und schämen sich gar sehr. »My Lai war eine ziellose Sache, eine Verwirrung«, sagte Stone an der Pressekonferenz und auf die spätere Frage, ob denn die Mordprogramme des CIA wie »Operation Sunrise« zur aggressiven Befriedigung Südvietnams oder »Operation Phoenix« zur Eliminierung des Vietcong-Apparats auch »ziellos« gewesen seien, meinte der »Experte« lapidar, daß jeder (!) Zivilisten mordende Soldat vor ein Militärgericht gestellt worden sei, er sei ja dort gewesen, er habe es gesehen und überhaupt: »Leutnant Calley stellte das Extrem dar«. Also wieder Pech, nicht Systematik. Das ist genau so viel Wahrheit, wie sich die amerikanische Bevölkerung heute gefallen läßt und es wundert auch nicht, daß Coppolas »Apocalypse Now«,

das die kühle Methodik des Geheimdienstes in wenigen knappen Szenen aufzeigte, ein entsprechend unpopulärer Film war.

Als »Gegengift zum gegenwärtigen Militarismus der USA« will der nun gegen seinen Willen zum Pazifisten und Antikriegsfilmer promovierte Stone sein »Platoon« verstanden wissen – es wäre wohl verlorene Liebesmüh, dem Mann klarzumachen, daß Grenada, Libyen und Nicaragua nicht so sehr für Militarismus stehen (das Vietnam-Trauma eines ungewinnbaren Guerillakrieges verbietet ja gerade eine Invasion Nicaraguas), sondern für eine Politik der Stärke, die mehr mit Einschüchterung und Wirtschaftssanktionen denn mit physischer Gewalt dem »Kommunismus« den Kampf ansagt. Wenn es heute für Reagan und seine Apologeten im Verteidigungsministerium und im nationalen Sicherheitsrat einen Hemmschuh für martialische Taten gibt, dann ist es die allgemeine Kriegsmüdigkeit der Nation, die in einem mehr als zehn Jahre dauernden Krieg einen Schuh voll herausgezogen hat.

»Platoon«, und das ist der Trick wie einstmals bei »First Blood«, kann von beiden Lagern genossen werden, von Tauben und Falken, von den Wischiwaschi-Liberalen und den Kriegsjunkies. Stone bietet etwas fürs Geld, läßt ein respektables Feuerwerk im Urwald losgehen und uns zwei Helden auf die Leinwand, die er nach eigenen Aussagen mit griechischen Gottheiten, genauer: mit Achilles und Hektor, vergleicht: »Zwei Götter. Zwei verschiedene Ansichten des Krieges. Der zornige Achilles kontra den gewissensgequälten Hektor, der für eine verlorene Sache kämpft.« Kämpfen tun aber beide, und wie. Elias, der wie gesagt mit Joint und Stirnband sehr hip daherkommt und bei Sonnenuntergang auch mal ein paar nachdenkliche Sätze über das Vietnam-Debakel äußert, darf den Heldentod sterben. Das geht so: Sergeant Barnes (»Das einzige was Barnes töten kann, ist Barnes«) knallt den unliebsamen Kollegen bei günstiger Gelegenheit ab, und der verwundete Hippie schleppt sich hierauf aufs offene Feld, wo der inzwischen aus dem Busch gelockte Vietcong hinter ihm her ballert, während das Opfer verzweifelt zum rettenden Helikopter aufblickt. Dann Zeitlupe, unser Held quält sich, von - zig Kugeln getroffen, vorwärts und reckt schließlich beide Arme gen Himmel, ganz langsam, wobei wieder die unsäglichen Celli und Violinen von Samuel Barbers »Adagio für Streicher«, natürlich in einer verkitschen Version, aktiv werden.

Barnes stirbt nicht minder telegen – zwar säuft er Whisky (Marihuana ist für die Progressiven reserviert, zu denen auch ein paar massiv mit Ghetto-Jargon um sich werfende Neger gehören) und benimmt sich wie eine Sau, aber ein Achilles ist er nichtdestoweniger, (»Ein guter Soldat, der auf seine Weise für seine Truppe sorgte, doch es war Krankheit in ihm, er wollte zu sehr töten«, Originalton Stone), der als Todessehnsüchtiger das Morden im mystischem Licht erscheinen läßt. Doch als das unvermeidliche Filmende naht, da bittet der suizidale Sergeant, verwundet auch er, den jungen Chris um den Gnadenstoß und siehe da, dieser knallt ihn mit abgewandtem Gesicht ab. Was nach der perversen Logik Stones eine Sache der Gerechtigkeit ist und kaum Anlaß zur Trauer darüber gibt, daß erneut ein Soldat die Grenze zur Brutalität überschritten hat. Ein kalkuliertes, kathartisches Kinoende – Stone weiß, was wirkt, er versteht dem Publikum zu geben, nach was es lechzt.

Auf die Hauptfigur Chris alias Oliver Stone, einem Collegeboy, der sich aus lauter Langeweile über sein behütetes Provinzleben freiwillig zum Dienst meldet, konzentriert der Regisseur seinen ganzen Bildungsroman-Kitsch, indem er ihn mitten im Kugelhagel Briefe an seine Großmutter schreiben läßt, die die gesamte pubertäre Studentenprosa der letzten dreißig Jahre in den Schatten stellten: »Nun, hier bin ich – anonym wie ich's wollte, mit Typen, um die sich niemand wirklich kümmert (...) Sie sind die besten, die ich je sah, Großmama, in ihrem Herzen und ihrer Seele – vielleicht habe ich es endlich hier unten im Schlamm gefunden – vielleicht kann ich von hier aus wieder starten und etwas sein, worauf ich stolz sein kann, ohne daß ich es vortäuschen muß, ohne ein falscher Mensch sein zu müssen. Vielleicht kann ich etwas sehen, was ich noch nicht sehe, etwas lernen was ich noch nicht weiß.« Diese regressive Lyrik deckt sich ziemlich genau mit Stones Erfahrungen, der sich als kurzlebiger Harvard-Student aus Überdruß bei der Armee meldete, um dann an der Front, wie er einmal schrieb, »zu einer Männlichkeit heranzuwachsen, die ich mir nie hätte träumen lassen, eine viszerale Männlichkeit, bei der ich schließlich den Krieg nicht im Kopf hatte, sondern in meinen Eingeweiden und in meiner Seele.«

Da haben wir ihn wieder, den Macho-Eierkopf, der den Vietnamkrieg einer Apotheose zuführt, wie ihn die Nation sehnlichst erwartete und mit drei Protagonisten aufwartet, die ihm dank Anlehnungen an den griechischen Mythos weissgott keine Schande machen, auch wenn sie damit den gesamten, seit Normandie und Korea im amerikanischen Krieg grassierenden »Battlemovie«-Kitsch hinnehmen muß. Doch dafür wird ihr die Lieblingsthese, daß die Amerikaner nicht Vietnam zerstörten, sondern sich selber, auf kinematographisch so schmackhafte Weise offeriert, daß damit wohl das Ende der Trauerarbeit signalisiert ist. »Es ist mehr wie ein Film, es ist, als ob man in Vietnam wäre«, kommentierte Steven Spielberg das chef d'oeuvre, und der demokratische Präsidentschaftsanwärter und Senator Gary Hart riet: »Jeder Teenager in Amerika sollte sich 'Platoon' ansehen«.

Wohl denn. Damit auch die etwas sensiblere Rambo-Generation auf ihre Kosten kommt.

Konkret 05/87, S. 52

Stefan Berkholz

F J R, schleich dich

Seit Jahren ist es der »Kulturplatzhirsch« Fritz J. Raddatz, der prozessiert und klagt und verfügt und Ansprüche erhebt, damit keiner in sein Tucholsky-Revier eindringt. Nun prozessiert er sich, so scheint es, auch noch um Kopf und Kragen. Den ganzen Tucholsky will er haben, samt Witwe. Doch nun hat er wieder gepatzt

Begonnen hatte es vor über dreißig Jahren: Ein grad promovierter Dr. phil. stieg zum stellvertretenden Cheflektor des DDR-Verlages »Volk und Welt« auf. Und nutzte die neu gewonnene Position. Die Zeichen der Zeit standen schlecht, es war Kalter Krieg; dennoch deutete einiges hin auf einen bis dahin kaum für möglich gehaltenen Tucholsky-Run. Erste Auswahlbände in der Bundesrepublik und der DDR, billige Taschenbücher auch, verkauften sich hier wie dort bestens.

Und Fritz J. machte sich auf die Socken. Im Alter von noch nicht 25 Jahren brachte er es zum Herausgeber von Tucholsky-Sammelbänden. Innerhalb von drei Jahren – 1956 bis 1958 – kamen fünf Bände heraus.

»Es sollte vielleicht rasch gehen«, vermerkte damals ein Kritiker in der Berliner »Weltbühne« und klopfte dem naßforschen jungen Mann kräftig auf die Finger. Raddatz habe Anmerkungen »hinzugefügt«, spottete er, Anmerkungen etwa dieser Qualität: »Wenn also vorn im Text steht, daß einer 1930 Faschist war, so steht hinten in den Anmerkungen: war 1930 Faschist.«

Acht Monate später, im Mai 1957, stellte – in derselben Zeitschrift – ein Artikel mit der vielversprechenden Überschrift »Tucholsky und Raddatz« lobend fest: Zu den »vielen guten Taten« von »Volk und Welt« gehöre auch die Herausgabe der ausgewählten Werke von Kurt Tucholsky. Seltsam und befremdlich aber sei es, wie »riesig« sich da ein Fritz J. Raddatz als Herausgeber aufbaue. »Ein bißchen zu eitel«, meinte der Kritiker und nannte die fulminanten Anmerkungen bloße Vermutungen – »und nicht einmal scharfsinnige.« Und: »So ein Kenner ist Raddatz, daß er die Witze des Autors, dessen ausgewählte Werke er herausgibt (...), selbst nicht versteht.« Und: »Was Brockhaus nicht weiß, macht Raddatz nicht heiß.« Nun hieß es, sich nach neuen Ufern umzusehen, zumal ihm noch ein erbostes: »Hauptsache, die Pose der Beschlagenheit wirkt auf den Leser!« hinterherschallte, und: »Hauptsache, man wird nicht erwischt!« Also wechselte der junge Herr die Seiten und flüchtete unter die Fittiche von Mary Gerold-Tucholsky, der Universalerbin. Für einflußreiche Freunde war unterdessen auch gesorgt, er wird – nun ist er 28 Jahre alt – Cheflektor beim Kindler-Verlag in München. Ein Jahr später ist er stellvertretender Leiter des Rowohlt-Verlages. Und macht sich, mit Hilfe von Mary Gerold-Tucholsky über Tucholsky her. Ergebnis: Wieder eine Werkausgabe, diesmal bei Rowohlt, 1960/61 erschienen. Noch heute gerät er ins Schwärmen über diese »sorgfältige Standardausgabe«. Doch die mittlerweile (mit Ergänzungsband) elfbändige Werkausgabe ist alles andere als vollständig, sorgfältig oder gar wissenschaftlich. Die editorische Notiz läßt nur ahnen, was gemeint ist: Erstveröffentlichung oder überarbeitete Fassung. Mal so, mal so kommen Tucholskys Texte daher. Unvollständige Sätze, veränderte Satzzeichen, Setzfehler, Auslassungen – alles ist erlaubt. Anmerkungen gibt es nicht; das Namenregister hat nicht einmal lexikalischen Wert.

Und Raddatz' eigenständige Arbeiten zu Tucholsky? Arbeiten? Fritz J. verfaßte eine (in Zahlen: I !) Arbeit in dreißig Jahren Herausgeberpraxis. 1961 erschien seine »Bildbiographie« bei Kindler. »Authentisch« ließ er sie im Klappentext nennen; darunter macht es ein nachmaliger Professor nicht.

Und: Es wimmelte von Fehlern, natürlich ! Am 25. April 1926 sei Hindenburg zum Reichspräsidenten gewählt worden – war das nicht ein Jahr eher? Tucholsky habe Mary Gerold, seine spätere Frau, 1916 kennengelernt – war das nicht ein Jahr später? Und in das Jahr 1918 oder, präziser noch, »gleich nach Kriegsende« setzt der Wissenschaftler die erste Heirat mit der Berliner Ärztin Else Weil. Es war am 3. Mai 1920.

Seit 25 Jahren, seit diese Biographie erstmals erschien, kommt sie als Aufsatz, leicht variiert, aber fehlerhaft, schludrig und ungenau, ein ums andremal wieder an die Öffentlichkeit. In dem Bändchen »Erfolg oder Wirkung« bei Hanser, 1972; als Vorwort zu den zigfachen Auflagen der zehnbändigen Taschenbuchausgabe bei Rowohlt; als Beitrag in einem Band »Journalisten über Journalisten« bei Kindler, 1980. Und, als das *eine* Redemanuskript, mit dem Raddatz durch die Lande reist.

Selbstherrlich sonnt sich der Meister in seinem Ruhm. Es gäbe überhaupt keinen Anlaß, schrieb er vor Jahren an den Rowohlt-Verlag, »die vorliegende Edition grundsätzlich zu verändern.« Da will sich einer auf Lorbeeren ausruhen. »Absurd und indiskutabel«, ja »so unsinnig wie überflüssig« beurteilte er hingegen aufgeschreckt die geplante Büchergilden-Edition Richard von Soldenhoffs.

Der hat sich seit vielen Jahren um die werkgetreue Verbreitung von Tucholskys Schriften bemüht. Vielbeachtete Ausstellungen und akribisch gearbeitete Publikationen schlagen zu Buche.

Mit Unterstützung von Mary Gerold-Tucholsky konnte Richard von Soldenhoff drei Auswahlbände mit kritisch-historischem Anmerkungsapparat bei der Büchergilde Gutenberg zusammenstellen. Dann stoppte das Unternehmen. Dank

Raddatz? Mit Hilfe von?

»Ihnen muß ich gewiß auch nicht klar machen«, schrieb er vor Jahren drohend an den Rowohlt-Verlag, »daß es neben dem urheberrechtlichen auch ein editorisches Copyright gibt, das für die Tucholsky-Ausgabe bei mir liegt.«

Was noch bei ihm liegt, seit Ewigkeiten bereits und haltbar wie Dosenfutter, ist der Plan für eine Tucholsky-Biographie. Versprochen seit Jahren, dem Rowohlt-Verlag, so viel ist klar; allein: Es kam bisher nicht zur Verwirklichung. Ein andrer wäre flinker?

Der Bildband »Kurt Tucholsky 1890- 1935. Ein Lebensbild«, vorbereitet von Richard von Soldenhoff, sollte eigentlich bei Rowohlt erscheinen. Mitten in der Arbeit starb das Projekt eines plötzlichen und ungeklärten Todes. Der Quadriga-Verlag sprang ein und feierte damit den größten Verkaufserfolg seiner kurzen Verlagsgeschichte.

Ist es dieser Erfolg, dem Raddatz die Wirkung nehmen will? »Junger Tucholsky-Fan« und »Schausteller« höhnte er. Und ließ von Soldenhoff jetzt Ende März vor das Hamburger Landgericht zitieren. Der Konkurrent sollte dafür sorgen müssen, daß er niemals und nirgendwo mehr »Tucholskys Nachlaßverwalter« genannt werde. Unter drastischer Strafandrohung, versteht sich: »Ordnungsgeld im Einzelfall höchstens DM 500.000,--; Ordnungshaft insgesamt höchstens zwei Jahre.«

Nun weiß jeder, wie leicht Journalisten mit griffigen Formeln zur Hand sind, die umständliche Erläuterungen ersparen. Klar, daß dies auch ein Zeitungsmann wie Raddatz weiß. Und das soll ein Einzelner jeweils verhindern müssen?

Was als Erbsenzählerei daherkam, verbarg in Wirklichkeit handfeste Eitelkeiten und wirtschaftliche Interessen. Wer ist nun Nachlaßverwalter – und wieso? Wem stehen hier welche Rechte und Pflichten zu – und warum? Anmaßung unterstellte Raddatz seinem Kontrahenten. Da würde einer »straflos weiterhin unter falscher Flagge segeln.« Eine »Unterlassungsverpflichtungserklärung« sollte her – so heißt das, wenn einer zur Unterwerfung gezwungen werden soll. Nun hat Richard von Soldenhoff tatsächlich einen Teil des Nachlasses zur Verfügung gestellt bekommen, und zwar von Mary Gerold-Tucholsky – über den Begriff »verwalten« mögen Juristen streiten. Taten sie dann ja auch. Denn mit einer Einstweiligen Verfügung sollte der Rivale endgültig aus dem Revier vertrieben werden.

Indiz Nummer eins: Er habe sich selbst so in den »Westfälischen Nachrichten« genannt. Nun hatte sich der Chefredakteur persönlich zwar zuvor in aller Form bei Raddatz entschuldigt, die Formulierung sei ein Mißgeschick der Redaktion – Raddatz ließ es nicht gelten. Der Vorsitzende Richter sehr wohl. »Gründliches Mißverständnis«, brummte der Hanseat – abgehakt. Warum aber, fügte er sogleich hinzu, warum solle dann ausgerechnet der Fall im »Börsenblatt für den deutschen Buchhandel« – Indiz Nummer zwei – anders beurteilt werden? Zumal darin immerfort von einem »von Soldendorf« die Rede sei. Abgehakt ! »Bliebe also die Sache aus Wien«, wandte sich der Richter Indiz Nummer drei zu. Dort wollte der aufgebrachte Literaturforscher auf einem Empfang zu Ehren der großen Tucholsky-Ausstellung ebenfalls Anmaßendes gehört haben. »Olle Kamelle«, befand der Vorsitzende. Denn der Fall lag über ein Jahr zurück, hier, in der Verhandlung gehe es um eine Einstweilige Verfügung, und die solle ja schließlich einen drohenden Schaden abwenden.

Schaden von wem, fragte sich nun allmählich der Prozeßbeobachter. Schaden abwenden von der Kurt-Tucholsky-Stiftung, deren Vorsitzender Raddatz ist? Gut gestreut und bis in alle Ecken des Tucholsky-Klüngels hieß es: Die 87jährige Universalerbin Mary Gerold-Tucholsky sei nicht mehr Herrin ihrer Sinne, Raddatz mittlerweile rechtens Nachfolger. Da verfolgt einer also ureigenste Interessen.

In einem Brief an von Soldenhoff hatte Raddatz unmißverständlich klargestellt: »Frau Tucholsky ist schwer krank und nicht mehr geschäftsfähig.« Oben prangte der Briefkopf »Kurt-Tucholsky-Stiftung«, darunter das Datum: 13. Dezember 1986. Zur Bekräftigung seiner Rechtsansprüche legte er – natürlich erst unmittelbar vor Beginn der mündlichen Verhandlung – eine Vollmacht der geschäftsunfähigen Mary Gerold-Tucholsky vor. Datum: 15. Dezember 1986. Erschlichen oder nicht, das ist hier die Frage. Geschwindelt hat er auf alle Fälle. Und schlecht obendrein. Ein echter Raddatz.

»Ein Unding«, meinte der Vorsitzende Richter, der auch »das Mimosenhafte« in dieser Angelegenheit kopfschüttelnd zur Kenntnis nahm. Hier rüffelte er nun Rechtsanwalt Kersten, den vielbeschäftigten Prozeßvertreter vom »Oberscharlatan des deutschen Feuilletons« (FAZ), auf offener Szene. Allerdings: Es sei nicht Sache *dieses* Verfahrens, über eine verblüffende Differenz von zwei Tagen zu richten.

Beinah zeitgleich und in ähnlicher Manie(r) inszeniert, verlief eine andere juristische Auseinandersetzung glücklicher für Fritz J. Bisher jedenfalls.

Elke Suhr hatte im Herbst vergangenen Jahres den Band »Zwei Wege – ein Ziel« herausgebracht, eine Darstellung der Kollegialität und Freundschaft zwischen Ossietzky und Tucholsky, die bisher für Raddatz keine Bedeutung hatte. Und wenn, dann in oberflächlicher Weise, wie es seine Art ist: Von einer »Fremdheit« zwischen den beiden sprach er. Kein Wunder, hatte er doch bislang keinerlei Kenntnis von jenen Briefen genommen, die Tucholskys letzte Freundin in Schweden über Jahrzehnte hinweg aufgehoben hatte. Nun allerdings, als die Briefe im geplanten Buch auftauchen sollten, erinnerte sich Raddatz auch wieder seines uralten Plans, eine Taschenbuchkassette der Gesammelten Briefe herauszugeben.

Wieder versprochen zum 50. Todestag Tucholskys 1985. Wieder bei Rowohlt. Wieder kam es nicht dazu. Aber auch kein anderer Verlag sollte ihm zuvorkommen. Um *vier* Briefe Tucholskys ging es, die Elke Suhr in ihrem Buch abdrucken wollte – zuviel für Raddatz. In Paraphrasierungen und Zitaten kam der Inhalt der Tucholsky-Briefe (neben den vollständig veröffentlichten fünfzehn Briefen Ossietzkys übrigens) dann doch ins Buch.

Prompt war Rechtsanwalt Kersten zur Stelle. Und setzte erst einmal einen Streitwert von 70.000 DM fest. Der kleine Weismann-Verlag, zuerst forsch, dann nur noch schlecht beraten, knickte ein. Und unterschrieb eine »Unterlassungsverpflichtungserklärung« .

Welche Bluffs des »beidfüßig schreibenden Herrn« noch unter scheinbarer Rechtspflege begraben liegen mögen, fragt man sich nun mittlerweile an verschiedenen Orten. Eine Lawine ist ins Rollen gekommen. Aus der unmittelbaren Nähe von Mary Gerold-Tucholsky ist zu hören, daß von einer Geschäftsunfähigkeit keine Rede sein könne. Auch der aufsichtsführenden Hamburger Behörde ist davon nichts bekannt.

Konkret 05/87, S. 54

Horst Tomayer

DEUTSCHES GESPRÄCH: Grüne stinken

Frau Roitzsch, einen schönen guten Tag wünsch ich Ihnen

Grüße Sie, ich Ihnen auch

Frau Roitzsch, stinkt denn der Ebermann so?

Bitte?? !

'Stinkt der Ebermann so?

Aahahaha, also ich wär nicht auf die Idee gekommen, aber ich bin nicht die einzige, das ham die Leute, auch wenn er im Aufzug im Tulpenfeld kam, und nicht nur er, aber...

Wer denn noch??

Na, ich k e n n d i e doch namentlich nich alle, nich, also die, manche verstehen Umweltschutz offensichtlich 'n bißchen falsch. Sollte nur ein dezenter Hinweis sein.

Was war denn da alles drin? Ich nehme an, daß das Bild authentisch ist, was Sie da alles in der Hand halten, für was war denn Schmierseife?

Na, die Schmierenseife ist für Wäsche und Fußböden, also das ist alles, ich betone, das ist alles umweltfreundlich

Also für das Haus? Für die Wohnung?

Ja. U n d für die Wäsche, egal, was Sie waschen

Ja, aber man wäscht doch normalerweise mit diesem Waschpulver in den großen Kübeln

Jaaa, aber das Umweltfreundliche hat doch diese ganzen Phosphatgeschichten nicht, und das nimmt man auch für Wäsche

Und dann?

Die Seifenflocken

Seifenflocken? Für was wäre das?

Ebenfalls für Wäsche

Dann halten Sie da in der Rechten ein Stück Seife

Ja, Seife, eine Kamillenseife

Eine hautfreundliche?

Natürlich hautfreundlich! Testurteil gut und so weiter, das haben wir mit Bedacht ausgesucht. Und einen Deo-Roller

Einen Deo-Roller auch? Ach ja, in der linken Hand. Der Deo-Roller, wofür wär der?

Hahahaha, da steht drauf 'für sympathische Frische den ganzen Tag'

Wo wird der aufgetragen?

Ja wo wohl, untern Achsenhöhlen, nehm ich an, hahaha

Wo anders auch noch?

Das ist mir nicht bekannt

Gibts denn schon ein Echo auf dieses Geschenk? Das i s t doch ein Geschenk?

Das war ein Geschenk

Wie wurde das denn zugestellt, Frau Roitzsch

Hier über den Postgang im Deutschen Bundestag

Mhhhm. Gabs ein Echo drauf?

Es gibt hier schon Berge von Briefen, natürlich auch böse, aber auch sehr viel zustimmende, die sagen, meine Güte noch mal, das können wir Fernsehzuschauer ja nicht riechen, aber wir ärgern uns immer, wie die Grünen da im Hohen Haus angezogen sind undsoweiter undsoweiter. Viele viele sagen einfach, Mensch, einmal Politik nicht bierernst, sondern humorvoll. Ich hoffe, daß Herr Ebermann auch Humor hat.

Sitzt der Ebermann unmittelbar neben Ihnen?

Ja. In der ersten Reihe

Wonach riecht er denn so, der Ebermann? Sie wissen ja, daß er ein Pferd besitzt, daß er Trabersport treibt, riecht er denn nach Pferd ?

Das war mir nicht bekannt, hahahaha, aber die Gedanken hab ich mir noch nicht gemacht, er riecht halt so, daß seine Klamotten also ganz gerne mal 'n bißchen Seifenflocken vertragen könnten. Wissen Sie, es ist ja überhaupt so hübsch, daß das Wasserwerk so eng ist und so schlecht belüftet ist und man sitzt ja so wahnsinnig eng aufeinander. Nun ist er ja auch noch ein großer Schlaks und das macht sich schon bemerkbar

Haben Sie 's ihm denn vorher mal persönlich gesteckt? Oder ihm einen Wink gegeben? Vielleicht mal die Nase gerümpft?

Also nein, hahahaha, Ebermann ist nicht der Mensch, der Vorwürfe anderer Leute, so schätze ich ihn zumindest ein, also sehr ernst nimmt, er ist ja so ein, ja man kann Phlegma sagen, weiß ich nicht, bißchen pomadig

Pomadig ist gut – – – Wieviel Briefe haben Sie denn erhalten?

Na, ich müßte jetzt schätzen, so fünfundzwanzig, ich hab die Mappe jetzt nicht hier, doch, also es läuft, es läuft, und natürlich auch viele anonyme, böse Briefe, die mich dann also als Nazi beschimpfen undsoweiter undsoweiter, mir unterstellen, ich hätte für die Firma Reklame gemacht, ob die Abgeordneten nicht so schon genug Diäten hätten, jaja, so ganz blöd, humorlos reagiert, also ich hoffe auch bei Herrn Ebermann auf eine ebenso humorvolle Antwort, nä

Die Pressestelle der Grünen hat so reagiert: »Türken stinken, Neger stinken, Grüne stinken. Das ist der Humor der CDU«

Schade, daß die grünen keinen Humor haben. Denn diese platten Verallgemeinerungen...

Gibts denn in den parlamentarischen Spielregeln, sagen wir mal: in der 'Sitzungskultur ' kein Gremium, das solche Fälle verhandeln könnte?

Nein! Es gibt ja leider nicht einmal eine Kleiderordnung, das ist ja nie zu Ende gedacht worden

Also keine Beschwerdeinstanz? Angenommen der Ebermann stinkt jetzt so, daß Sie's einfach nicht mehr aushalten neben ihm, was machen Sie dann?

Ja, hahahaha, das weiß ich nicht, das weiß ich nicht, das kann ich Ihnen nicht beantworten. Ich hab nun zunächst einmal gedacht, ich versuch das auf die humorvolle Art, das gilt eben nicht nur für Ebermann denn – fragen Sie mal Fahrer der Fahrbereitschaft, die den Grünen genauso zur Verfügung stehen, fragen Sie mal Mitarbeiter im Hochhaus im Tulpenfeld, ich hab ja nun bis dahin auch im Tulpenfeld gesessen, und wenn da nun so'n Pulk in'n Aufzug kommt, ich meine, man kann das nicht verallgemeinern, man kanns wirklich nicht verallgemeinern

Stinken die männlichen Grünen mehr wie die... Sind die grünen Frauen gepflegt?

Nicht, auch nicht alle, also man kanns nicht über einen Kamm scheren, bei einigen, ob Männlein oder Weiblein, äh, scheint das so zum Image der Grünen zu gehören, daß sie also bewußt, äh, ja, wie sagt man denn da, daß sie bewußt sich sehr...

Gehen lassen?

Ja. Weil man hat das ja auch mal festgestellt, auf Auslandsreisen, daß also Grüne, die partout nur in dreckigen Jeans im Plenum rumlaufen, daß die plötzlich dann also im grauen Flanellanzug auftauchen. Da hab ich einen Kollegen aus meinem Wahlkreis, der also sich im Hotel dann immer noch die Oberhemden aufbügeln ließ, aber in Bonn nur in speckigen Jeans rumlief...

Gibt es denn Duschen im Wasserwerk?

Nein, nein, es ist ein Jammer, es gibt also wohl im Hochhaus im Tulpenfeld im Keller irgendwelche Duschen, aber diese sanitären Geschichten wie sie andere Parlamente haben gibts hierzulande nicht.

Wenn Sie eine Grüne wären und sagen wir mal zu außergewöhnlichen Demonstrationsmaßnahmen greifen dürften oder könnten, dann könnten Sie ja vielleicht mit Mund- und Nasenschutz arbeiten

Ja, aber so ein Kasperletheater mach ich nicht, außerdem soll im Hohen Hause nicht demonstriert werden

Frau Roitzsch, da wart ich jetzt mal den Mittwoch ab

Spannend, spannend

Da muß ich Sie dann noch mal anrufen

Können Sie gerne machen

Frau Roitzsch, lieben Dank

NACHSPIEL

Büro Roitzsch, Ries

Grußgott, wie ist die Affäre Roitzsch/Ebermann ausgegangen?

Herr Ebermann hat das Päckchen angenommen.

Am Mittwoch war doch wieder Sitzung. Wie war denn da die Aura des Herrn Ebermann beschaffen? Hat er noch mal gestunken?

Nein, der sah ganz manierlich aus. Das war alles, aber er hat sich gar nicht geäußert.

Konkret 05/87, S. 56

Horst Tomayer

Tomayers ehrliches Tagebuch

HERR DOKTOR VOGEL!

Ich darf Sie zum Rollenspiel bitten? Gern? Danke. Also Sie sind Oberlehrer und ich bin Klassenbester. Sie haben die Tafel mit der sozialdemokratischen Raketengleichung grad hochgeschoben und nun sagen Sie: »In der letzten Stunde hatten wir den Untergang Roms. Heute wollen wir über die Sozialdemokratische Partei Deutschlands sprechen. Wer kann dazu was sagen?« Keiner meldet sich. Nur ich. »Nun, Horstl, dann erzähl mal«, sagen Sie. Und ich erzähl. Wie ich Sie letztens im Fernseh gesehen, wo sie ein Gespräch bestritten, ein sogenanntes Streitgespräch. Und wie ich da bei Ihrem fünften (sechsten? achten? zehnten?) »Aber moin lübör Kollögö Dregger« ein Damaskus gehabt habe, beziehungsweise ein Heureka. Wie von einem Hurrikan sei ich durchs dunkle Tor der Ahnung in das gleißende Licht der Erkenntnis geschleudert worden und habe von zwölfe auf Mittag gewußt, an was es liegt, daß die Sozialdemokratische Partei Deutschlands derzeit so im Arsche ist. Mucksmausstill ist es in der Klasse. Und als ob ich über die Kräfte eines diabolischen Scanners verfüge, taste ich die Gedanken in Ihrem Kopfe ab, welche lauten: »Der wird doch jetzt hoffentlich nicht wissen, warum die Sozialdemokratische Partei Deutschlands zur Zeit keine guten Karten hat, wo ich selber, der Oberlehrer, das nicht weiß ... «. Sie tun aber so, als ließen Sie sich nichts anmerken und sagen, ganz Oberbürgermeister, Ministerpräsidentenbruder, Minister, Oppositionschef, Parteivorsitzender, praktizierender Katholik: »Nun, Horstl, wenn Du glaubst die Gründe für das von mir nicht geleugnete aber doch bitteschön auch nicht überzubewertende und doch, lassen wir die Kirche im Dorfe, nun gewiß lediglich temporäre Unwohlsein der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands zu kennen, so nenne dieselben.«

Wenn Sie's denn unbedingt wissen wollen, sage ich, bitte anschnallen, geht gleich los. Also, Herr Doktor Vogel, der Grund für die miese Verfassung Ihrer Firma ist ganz einfach der, daß Sie andauernd »Moin lübör Kollögö Dregger« sagen. Schaun Sie, die Menschen draußen im Land, die können dieses »moin lübör Kollögö Dregger« einfach nicht mehr hören. Die Millionen zu lebenslang Lohnarbeit Verurteilten, die Stalingradwitwe mit dem schmalen Ehrensolde, der Biobauer auf der Brechbohnenscholle, die feministische Göttinenanbeterin, der promovierte Jugendarbeitslosigkeitssoziologe, der NATO-kritische Bundeswehrhauptmann, der Flügelflitzer Ewald Lienen, der Kleinschriftsteller mit dem Dolch im Gewande - sie alle können dieses Ihr »Moin lübör Kollögö Dregger« einfach nicht mehr hören. Sehen Sie, diese Leute, schlichte Gemüter, gewiß, gewiß, aber doch ohne Fleck auf dem Herzen, haben sich ihr Feindbild vom Munde abgespart. Da hängt es, in der guten Stube und es ist?: Der politische Agent der herrschenden Klasse, der Lakai des großen Geldes, der Schwiegersohn der Bombe, der Reaktionär und Schwadroneur, kurz - es ist der Dregger.

Und nun kommen Sie daher und reden mit der Impertinenz der Sintflut und der Unbelehrbarkeit des Pflastersteins vom »lübön Kollögön« Dregger. Sehen Sie, und das ärgert die Leute draußen im Lande. Die sagen sich, Kerle von der ideologischen Bauart Dreggers haben doch Herbert und Willy 33 aus dem Land gejagt. Und sowas nennt der Doktor Vogel andauernd »Kollögö«? Ja, und dann ist Wahl und die Leute bleiben entweder zuhause oder sie gehn zu den Grünen. So einfach isses. Andrerseits: Ist es denn so schwer zu kapieren, daß in Deutschland mindestens seit den Bauernkriegen flott rechts durchmarschiert wird und daß diesen Durchmarsch nur eines stoppen kann: Die Pflege des Feindbildes?! Also, Herr Doktor Vogel, Schluß mit der Gemeinsamkeit der Demokraten, fort mit dem Kollögön und es kommt ein Morgenrot für die Sozialdemokratische Partei Deutschlands mit Hörnerklang und Lerchensang, schöner wie im Kino.

HERAUS ZUM 1. MAI !!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!

Nutze, Pretolariat, und nutze Du mit dem Pretolariat verbündete Frauenbewegung diesen Tag. Heraus zum 1. Mai!

Und auch Du, Sklav' des Computers, und Du, Kleinlandwirt, der du den kargen Ertrag aus der Hornviehhaltung durch 'halbtags in der Fabrik' aufbesserst: Heraus zum 1. Mai! Heraus! Heraus! Heraus!

Nicht liegengeblieben auf der Mutti, nicht den Vormittag vertan bei Kartenspiel und Tabak! Aus der Hand gelegt, Kollegin das Patchwork.

Heraus zum 1. Mai!

3.400 sind wir in Karlsruhe, wenn Du mitmachst, Karlsruher Kollege!

11.000 sind wir in München, aber nur mit Dir, Kollegin aus München!

Kassel und Köln, Düsseldorf und Nürnberg, Frankfurt und Essen, Stuttgart und Lübeck melden: Fest in Arbeiterhand!

Truckstop untermalt bei IG Bau Steine Erden

Katja Ebstein lockert auf bei Nahrungsmittel/Gaststätten/Genuß

Das Kapital hat sich verkrochen in seine Löcher im Taunus, in Blankenese, in Grünwald Die Deutsche Bank zittert

BASF bebt

Wie der Vize von Gartenbau, Landwirtschaft und Forsten loslegt!

Da fällt Prinz Johannes von Thurn und Taxis der Smaragd aus dem Ohr

Wie der Betriebsrat von Kalkar auf Lohnzuwachs pocht mit vor Zorn weißen Knöcheln! Da geht den Stromkonzernen der Arsch auf Grundeis

Heraus zum 1. Mai!

Heraus! Heraus! Heraus!

Den Reden der Arbeiterführer zugehorcht!

Sie gehen beim Mikro rein und beim Lautsprecher raus.

Sage keiner, er habe nichts gewußt!

Den 1. Mai kennt jedes Kind!

Also: Heraus zum 1. Mai

Heraus! Heraus! Heraus!

DER GROSSARTIGE PROF

Ich weiß, man soll die Vergangenheit endlich in Ruhe lassen. Aber schickt sich das, Frau Lore Lorentz vom Düsseldorfer »Kommödchen«, im »Sonntagsgespräch« des ZDF von dem »großartigen« Emil Dovifat zu schwärmen? Der Mann war von 1928 bis 1959 am Stück Prof (für »Zeitungswissenschaft«) ~n der Uni Berlin. Was soll an diesem Grauen von Tui-Kontinuität »großartig« sein? Hat er etwa der Witwe seines Münchner Kollegen Kurt Huber, den die Nazis am 13. Juli 1943 umbrachten, in wohlgesetzten Sätzen kondoliert? Aber seiner Doktor-Tochter Noelle-Neumann hat er gut geraten. Wolle sie Juden in ihrer Arbeit zitieren, möge sie bitte nicht vergessen, das »Jude« in die Fußnote zu tun. Dovifat ist seit 1969 tot. Aber doch nicht »großartig«, Frau Lorentz.

HIER SPRICHT DER HASS

In der U-Bahn. Der Zug läuft ein. Zwei semiuniformierte Kontrollettis um die dreißig bugsieren einen Edelberber, vom Alkohol gealtert, daß er ausschaut, als ob er ihr Vater sein könnte, aus dem Waggon. Der arme Kerl nimmt, die halbvolle Flasche Billigbranntweines sichernd, auf der Bahnsteigbank Platz. Und nun bauen sich die Burschen mit ihren intakten Körpern, beider Kiefer mahlen Kaugummi, vor dem Wrack auf. »Personalausweis« befiehlt der eine dem Bündel Hinfälligkeit, denn man will ja wissen, unter welcher Brücke der Bußgeldbescheid zugestellt werden kann. Ich denke mir: Wo ist der Steinbruch für die beiden? Vier Wochen Steinbruch. Zwölf Stunden täglich, bei Wasser und Brot und Kaugummiverbet. O, wie gern würd ich die Kerle klopfen hören. Vier Wochen lang. Täglich zwölf Stunden. Und mein Freund, der Edelberber, dürfte bei Schichtschluß jedesmal sagen: Zugabe.

Konkret 05/87, S. 58

Gerald Hündgen

Diveded Soul

»Es wird immer Soul-Musik geben, weil sie ein Teil des Lebens ist. Sie ist zeitlos!« behauptet Solomon Burke, der seit fast 30 Jahren als Pionier in eigener Sache unterwegs ist und nun letzten Monat unter dem Banner »American Rhythm & Soul Festival '87« auf verschiedenen Bühnen beider deutscher Staaten seine Botschaft in Szene setzte.

Hierzulande konnte der Boden dafür nicht besser bereitet sein, waren doch zuletzt Sam Cooke, Jackie Wilson, Percy Sledge und Ben E. King in die Hitparadenspitze vorgedrungen – mit vier Stücken, die zusammen mehr als 100 Jahre alt sind. Der neuerliche Siegeszug dieser »zeitlosen« Musik fand im Schlepptau einer Hosenreklame statt, deren Macher die allzeitgemäße Facon der beworbenen 501-Beinkleider einem jugendlichen Konsumentenkreis nicht treffender als mit Bildmotiven und Klängen aus den fünfziger und sechziger Jahren nahezubringen wußten.

Da war »Jugend« noch das Synonym für große Erwartungen. Das größte Problem bestand für den Teenager darin, daß die Zeit schnell war und nur in Augenblicken festzuhalten wie in jenem, in dem eine brandneue Hose verhieß, heute der Mittelpunkt der Clique und damit des Universums zu sein. Jugend war aber auch die Metapher für das Leben allgemein. So wie man Pubertierende angesichts von Pickeln und Liebeskummer mit dem Zuruf »Da muß man durch!« auf die heilende Kraft der Zeit verwies, fand sich für Vietnamkrieg und Rassendiskriminierung die Losung »We shall Overcome!«

»Aber das Leben geht weiter, und wir sehen, daß die Probleme, die ich oder Sam Cooke in den fünfziger und sechziger Jahren hatten, greifbarer waren als die der heutigen Generation, die so viele Sachen bedenken muß, ehe sie die Probleme überhaupt formulieren kann, die es zu lösen gilt. Wir mußten handeln. Ihr müßt nachdenken,« weiß der Philosoph Solomon Burke.

Soul bedeutete den letzten und triumphalsten Ausdruck von Selbstverständlichkeit in der populären Musik. Dann wurde auch sie zu einer Lehre, und anstelle des Götzendienstes vor Musicbox und Kofferradio waren nun aufgeklärte Form-/Inhaltdebatten und ein Popgeschichtsbewußtsein gefragt.

Noch galt, was Art Neville, Ober-Bruder der Neville Brothers, über die Musiker New Orleans rückblickend sagt: »Wir wußten gar nichts. Wir machten Musik und, wenn wir Glück hatten, eine Platte. Was sie in Detroit, Chicago, Memphis oder sonstwo machten, scherte uns nicht, weil wir gar nichts darüber wußten.« Und alle anderen, ob Wilson Pickett, James Brown oder Otis Redding, waren an der Schwelle zu den sechziger Jahren auch nicht schlauer, als daß sie einen Hit haben wollten und daß sie das Zeug hatten, weil sie einfach wirklicher waren als die zerfurchten Bluessänger oder die geschleckten Vokalgruppen, die die Musikszene der fünfziger Jahre dominierten. Ihre Wirklichkeit war das Ghetto, ihr Ventil der Gospel und ihr Motor der Traum vom großen Herauskommen (in jeder Hinsicht).

Es war die Musik einer historischen Situation, in der jeder spürte, daß es nicht so bleiben konnte, wie es war, aber niemand wußte, was kommen würde. Der schwarze Nationalismus der Black Panthers, Marthin Luther Kings Neuformulierung des amerikanischen Traums unter Einschluß der Schwarzen, der auf vorsichtige Integration gerichtete weiße Liberalismus und die Reaktion weißen Obermenschentums eines Ku Klux Klan beherrschten das öffentliche Bewußtsein und machten die »Schwarze Frage« zum ersten Mal seit dem Bürgerkrieg wieder zu *dem* Thema der USA.

Davon kündete Soul in einer unglaublichen Verbindung eigentlich unvereinbarer Stilformen und -elemente. Die Kompositionen waren »Pop«, eingängige, einem standardisiertem Schema folgende Melodien, die jeden Musiker und Sänger zum ausführenden Organ der perfekt austarierten Songkonstruktion machen mußten. Dagegen standen jedoch Sänger(innen) und Saxophonisten, deren stures Beharren auf Eigenheit des Ausdrucks ein Dreiminutenstück zum Bersten brachte. Politisches kam in den ganz persönlichen Texten über Liebe und Betrug nie vor, und doch verstand jeder »Respect« von Otis Redding oder »I Am Somebody« von Johnny Taylor als gesellschaftlichen Kommentar. Stücke, deren Anliegen und Vortrag ganz individuell waren, wurden zu Kollektivhymnen der schwarzen Bürgerrechtsbewegung.

Aber je mehr die »Schwarze Frage« zum Gegenstand politischer Auseinandersetzung wurde, wich die Vision, die groß war, weil sie vage war – von »We' re A Winner« (Impressions) oder »Time Has Brought About A Chance« (Willie Hightower) – , wich dunklen Ahnungen von Enttäuschungen und Rückschlägen, wie etwa in Marvin Gayes »I Heard it Through The Grapevine«, das unter den Jeans-Songs nicht zufällig am wenigsten erfolgreich war, weil einfach zu real.

Als nach den Schüssen auf Martin Luther King und nach den »Rassenkrawallen« in Watts und Newark die Vision vollends zusammenbrach, war es um den klassischen Soul geschehen.

Eine Menge kämpferischer Platten wurde Ende der sechziger und anfang der siebziger Jahre gemacht – eigentlich kam erst jetzt die Zeit des schwarzen politischen Songs von »There's A Riot Going On« (Sly & the Familiy Stone) bis »The Revolution Will Not Be Televised« (Gil Scott-Heron) – aber die Songs klangen abgebrüht und durchdacht, weniger fordernd wie zuvor etwa Wilson Picketts »In The Midnight Hour«. Der Glaube an die (US-amerikanische) Geschichte als

einer Einbahnstraße Richtung Fortschritt war abhanden gekommen. Bald waren alle in die Tanzhallen abgewandert, wo das schwarze Amerika bei schlauer, kalkulierter Musik sich die Frustrationen der Vergangenheit abbewegte.

20 Jahre nach Sam Cooke und Ray Charles erleben wir nun die erstaunliche Renaissance einer Musik, die zugrunde ging, als sie die Wirklichkeit um sich herum wahr nahm, als sie hätte erwachsen werden müssen – was sie ihrer Natur nach nicht konnte. Niemand wird behaupten, daß in unseren Tagen jugendliche Naivität wieder Einzug ins Musikgeschäft gehalten hat, im Gegenteil: Nie hat man soviel gewußt, und nie war man sich so bewußt, daß das wahrhaft Neue nicht mehr zu kreieren ist, weder über das »soziale Anliegen« noch über »Formen des Ausdrucks«. Stile wurden – oft genug spannend – zitiert, montiert und parodiert. Aber irgendwo inmitten der Pop-Postmoderne ist auch die Vision verloren gegangen, die Platten zu mehr macht als einer Unternehmung von zynischen Hitproduzenten und regressiven Gitarrenschrummlern.

Dabei sind es immer weniger schwarze Amerikaner, die den Soul pflegen. Längst ist die reale Scheidung zwischen aufstrebender Mittelklasse und Lumpenproletariern auch in der Musik, Whitney Houston gegen Run DMC, vollzogen. Gerade »linksorientierte« weiße Bands, vornehmlich aus Großbritannien, die wissen, daß man mit holzgeschnitzten Wahrheiten nur noch die Überzeugten überzeugt, machen (von Simpley Red bis Style Council) heute in Soul-Musik, weil sie allein noch Zukunftsgläubigkeit und Opposition, individuelles Überleben und kollektive Emanzipation gut amerikanisch und gut marxistisch zusammenbringt. Daß gerade Yuppies, das zweite Moment geringachtend, sich bei diesen Bands bestens aufgehoben fühlen, unterstreicht nur, wie schwierig heute Widerstand ist, der nicht sauertöpfisch sein will.

»Ich hab's satt, ständig zu hören, nur ein schwarzer Amerikaner könne ein Soulsänger sein. Die Leute sollen wissen, daß nicht mehr dazu gehört, als dem Verlangen einer Seele freien Lauf zu lassen – egal ob du aus Cincinnati/Ohio oder Cologne/Germany kommst.« So einfach sieht das für Solomon Burke aus.

Aber das »American Rhythm & Soul Festival '87« heißt nicht nur so, es ist auch eins. Die achtköpfige Begleitband trägt Uniformen, bewegt sich fein aufeinander abgestimmt über die Bühne, von den ersten Tönen der instrumentalen Show-Ouvertüre an, der unvermeidlich die superlativen Vorstellungen folgen, die seit den güldenen Zeiten von Harlems Apollo dazugehören (»It's Startime«, »The Queen«, «The King« etc. pp.). Über die erste Akteurin des Abends läßt sich wenig sagen, außer daß sie Barbara Cole heißt, von Solomon Burke protegiert wird und ganz ordentlich sang. Mit Johnny Adams wurde es dann ernst. In jeder seiner linkischen Bewegungen, jeder Silbe seines so ungeheuer leichten, glasklaren Gesangs, die an die für ihn ganz untypischen Bluesstücke und »Stand By Me« fast verschwendet wirkte, kam bei ihm der vor Jahrzehnten kurzzeitig erfolgreiche Sänger zum Vorschein, der sich dann daheim in New Orleans in Bars und bei Festen durchschlug und der dieser gegenwärtigen Wiederentdeckung mit ebensoviel Genugtuung wie Mißtrauen begegnet.

Auch die ihm im Programm folgende Irma Thomas ist offensichtlich nicht willens, sich von einem Publikum (in Köln 2000, in Ost-Berlin 5000), das sie in dieser Zahl selbst zu besten Zeiten in den USA kaum zusammenbrachte, den Sinn für die Realitäten rauben zu lassen. Immerhin hatte sie in den sechziger Jahren Hits wie »Time Is On My Side« oder »Ruler Of My Heart«. Warum Aretha Franklin zur »Queen Of Soul« wurde und nicht sie, sie weiß es immer noch nicht. »Irgendwas ist wohl schief gelaufen.« An ihr lag's nicht, wie sie auch hier unter Beweis stellte.

Was die anderen nur andeuteten, verkörperte Solomon Burke mit seinen vier Zentnern hundertprozentig: Die ganze Geschichte – von einem Little Richard-Medley über seine eigenen Epochemacher wie »If You Need Me«, »Cry To Me« und »Everybody Needs Somebody To Love« zu Otis Reddings »Sitting On The Dock of The Bay«. Und dennoch tritt bei ihm alles zurück hinter einem Spektakel der Kommunikation. Er streichelt sein Publikum, predigt, kommandiert es, bis auch der letzte auf den Beinen ist. Mein Gott, auch die Bands in den sechziger Jahren kochten nur mit Wasser, wie jede Live-Platte von damals beweist. Aber das hier war weniger Musik, als ein religiöses Freudenfest mit musikalischer Begleitung. Und als er dann Sam Cookes »A Change Is Gonna Come« rezitierte, da mochte man fast wie früher »Right On!« rufen.

Der Kontrast dazu hätte mit den Neville Brothers nicht kräftiger ausfallen können. Obwohl z.B. Art Neville schon seit 1954 und »Nardi Gras Mambo« im Geschäft ist und später mit den Meters einen Futura-Funk schuf, der noch heute vertrackt-aufmüpfig ist, gaben sie sich mit Erfolg Mühe, modern, musikalisch-raffiniert und un-showbizzy zu wirken. Magie kam dabei selten auf, wie bei der klassischen Aaron Neville-Ballade »Tell It Like It Is«, stattdessen löste sich der Abend, bei denen die blieben, in jenes Wohlgefallen auf, das mehrbödige Rhythmuskombinationen und subtile musikalische Energie noch stets auslösen, wenn Meister am Werk sind.

»Musik ist eine universelle Sprache,« sagt man. Nachdem ich diese Show viermal – in Köln, Essen und zweimal in Ost-Berlin – erlebt habe, glaube ich, es genauer zu wissen. Im Westen waren die Leute gekommen, um sich unterhalten zu lassen und gingen zumeist inspiriert von dannen. In der Hauptstadt suchte man Inspiration und fühlte sich am Ende prächtig unterhalten.

Ich weiß, wie gefährlich vor-Ort-Eindrücke von einem fremden Land sind. Aus den eher zufälligen Gesprächen in und um die Berliner Werner-Seelenbinder-Halle will ich gar nicht zitieren, aber immerhin wußten die Leute vorderhand mit »Soul«

nicht viel anzufangen – »Wie Kool & the Gang« oder »´ne Mischung aus Jazz und Reggae« – und erwarteten dennoch ein Ereignis, schon weil »Rock- oder Disco-Konzerte« insgesamt Mangelware sind. Rockpalaststimmung – mit der ersten Note der Band Hände über den Kopf und zusammengeklatscht im 4/4-Takt. Anders als etwa in Köln kamen vor allem die Bluesstücke und die schwer drangsalierte Gitarre bestens an, während die theatralischen Elemente, wie etwa Solomon Burkes Erscheinen mit Krone und Krönungsumhang, als eher peinlich empfunden wurden. »Bißchen viel Schau.« Am Ende konnte man sich seines Riesencharmes natürlich nicht entziehen und die Halle vergnügte sich – über den »ulkigen Dicken«, wie in der Pause immer mal wieder zu hören war.

Am ersten Abend versuchte sich Solomon Burke an einer konspirativen Version von »A Change Is Gonna Come«, suchte nach stillem Einverständnis für seine Vorstellung von »freedom« und brach prompt damit ein. Am nächsten Tag machte er das Stück schneller und verzichtete auf alles Bedeutungsschwere. Es kam an als der Höhepunkt, als der es gedacht war, wenn auch »nur« als Stimmungshöhepunkt.

Wo für uns »Soul« noch die Musiksprache ist, die Werte wie »Solidarität«, »Aufbruch« und »Hoffnung« in einer kapitalistischen

Umwelt hochhält, da muß diese amerikanische Verbrämung dort staatstragender Begriffe sogar in staatsabgewandten Ohren komisch klingen, wenn sie überhaupt herausgehört werden.

Es ist ein amerikanischer Traum und hat mit dem Leben in der DDR soviel zu tun wie die Religionsgemeinschaft, der Solomon Burke vorsteht, mit der »Jungen Gemeinde«.

»Im Moment sammeln die 67.000 Mitglieder meiner Kirche 75 Millionen Dollar, um eine Universität und eine Stadt der Liebe und der Wahrheit aufzubauen. 15.000 Jugendliche sollen dort wohnen und eine akademische Ausbildung erhalten. Wir investieren in unsere Kirche, denn wenn die Banken zusammenbrechen, dann wird die Kirche immer noch stehen.«

Kirche und Kommerz, Kultur und Bank, wie soll man das verstehen können, wenn man nicht weiß, daß das irgendwie alles zusammengehört.

Konkret 05/87, S. 60

Ernst Kahl

Ein Hit wird geboren

Hamburgs bestgelaunte Fun Punk Kapelle: Die Goldenen Zitronen. Wie sie aus bewahrten deutschen Schlagern Gute Musik machen. Wo sie mit ihren Fans kampftrinken. Warum sie nie bei Stefanie Tücking zu sehen sind. Wie Thomas Anders zu einem Leben nach dem Tod kam. Und warum Helgoland noch immer eine Insel ist. Einer weiß alles: Ernst Kahl

Neulich ruft mich Rocko Schamoni an. Ob ich Lust hätte, im Studio bei der Aufnahme seiner Songs Schlagzeug zu spielen. Aber, sage ich, ich kenn die Stücke doch gar nicht, vielleicht sind sie zu kompliziert für mich. Ach, sagt Rocko, das kriegst du hin.

Rocko Schamoni heißt eigentlich ganz anders. Pepi oder so ähnlich. Aber wenn er mit den Goldenen Zitronen die Fans zum Rasen bringt, on stage die perlmuttverzierte Gitarre schlägt, seine Songs singt und auch noch diese Glitzerklamotten anhat, die er zur Reinigung immer in ein Aquarium mit toten Zierbarschen legt, dann ist er Rocko Schamoni, der King aus Vegas. Die Fans kennen und wollen ihn so. Rocko hat ungefähr 3.000 Fans. Davon können manche der Stars, über die in KONKRET schon geschrieben wurde, leider nur träumen. Doch das nur nebenbei. Also gut, Rocko, bis Sonntag, ab 2 Uhr im White Noise Studio.

Ich werde vom Bassisten abgeholt. Er heißt Lappen und spielte früher bei den Amigos, der beklopptesten Punk Band Ostholsteins. Wir klappern los nach Hammerbrook, wo die Dreiundvierziger Bomber eine Kleinstfabrik verschonten, weil sich darin jetzt Übungsräume für Musiker und das White Noise Studio finden. Rocko, Kayser Hartmut von der Trinkenden Jugend, die Goldenen Zitronen, Aldo Moro und Schorsch Kamerun sind schon da und natürlich Joszi Sorokowski, auch Musiker und Chef vom Studio. Die Begrüßung ist kurz aber herzlich, mir tut die Schulter heute noch weh. Kleine Soundprobe, und schon geht's los. Mooooooment! Ich kenn das Stück doch gar nicht und überhaupt! Wie soll's denn gespielt werden? Punkmäßig? Countrymäßig? Rockabillymäßig? Rockobillymäßig wäre Rocko am liebsten. Also, Rocko, sing mal vor. Und Rocko singt:

Nur weil ich so häßlich bin, bin ich so alleine

Nur weil ich so häßlich bin, habe ich kein Glück

Andre Jungs sind so schön, doch ich seh aus

wie Joghurt, oh, Tränen tun so weh

Hätt ich die Haare von John Travolta

Hätt ich die Beine von Schwarzenegger

Hätt ich die Arme von Robert Lembke

und den Arsch von Boris Becker, ja den

Arsch von Bum Bum Becker,

dann wär ich ein echter Kräcker

Ein toller Song. Nochmal Soundprobe, Joszi hinter der Scheibe gibt das Zeichen und klack, klack, klack: »Nur weil ich so häßlich...«, toller Song und alles ohne Üben.

Die älteren unter Ihnen, liebe Leserinnen, liebe Leser, werden sich jetzt fragen, was das für eine Musik sei. Ich mache Schlager, sagt Rocko, die in's Herzl treffen wollen, die Goldenen Zitronen machen Fun Punk, das ist was anderes als der Düster-Sound von Gruftis wie Mission beziehungsweise Juliane Werding (Am Tag als Conny Kramer starb, wir erinnern uns). Am Tag, als Thomas Anders starb, heißt der A-Titel auf der letzten Single der Zitronen. Thomas Anders, der Hauptsänger von Modern Talking, der damals bei Kongretchens Wettbewerb »Musikvideos des Monats« den braunen Kötel als Trostpreis entgegennehmen durfte, tot? Wie schrieb ich damals: Modern Talking ist zwar zum schreien, aber mußte diese Gruppe denn gleich so gedemütigt werden, nur weil auch den Damen in der Jury beim Betrachten des Videos schlecht wurde? »Am Tag als Thomas Anders starb, und alle Gläser klangen, und meine Freunde tranken auf ihn. Das war ein großer Tag, täglich pinkel ich auf sein Grab« singt Schorsch Kamerun von den Zitronen.

'»Wie findet Ihr diesen Song?« schreibt Eure Meinung an Bravo, Kennwort 'Thomas Anders'«, stand bald darauf in der Bravo.

Wir finden den Text stark! Endlich trauen sich mal welche, die Wahrheit über Modern Talking öffentlich zu verkünden. Hier noch ein Tip an die 'Goldenen Zitronen': Begrabt doch Dieter Bohlen gleich mit, dann ist Modern Talking ein für allemal ausgelöscht, und man braucht sich die Scheiße nicht noch länger anzuhören.

(Claudia Fier und Melissa Troemel aus Köln)

Ey, Ihr vier hirnamputierten Wichtigtuer! Ihr habt wohl Kompott in der Denkschüssel! Was denkt Ihr wohl, wie schnell Ihr den Abgang macht, wenn Thomas seine schwarze Dogge auf Euch loshetzt?! Dann seid Ihr vor Schiß selbst am abkratzen.«

(Christine B., ohne Anschrift)

Pro und Kontra. Und was sagt schließlich der Tote himself: Ein miserabel gemachter Song ! Ha Ha Ha, alle lachen. Doch Spaß beiseite. Wir sind immer noch im White Noise Studio, und jetzt ist die B-Seite von Rockos Single dran. Joszi gibt das Zeichen, klack klack klack, los geht's: »Eine Träne ist mehr wehehert, eine Träne ist Goldes wert in dieser kalten, kalten Welt«, singt Rocko. Joszi sitzt in seiner Kombüse und regelt alles am Schaltpult.

Musik mag sein, wie sie mag. Es sei ihr nachgehört, wenn in ihr die Kraft der Verantwortung vor sich selbst als eine der Trägerinnen menschlichen Ethos lebt. (Peter Kreuder)

In den großen Kommerzstudios wird mit 24-Spur-Aufnahmegeräten gearbeitet. Stückpreis 120.000 Mark. Das ist mehr als Joszi für das gesamte Inventar des White Noise hinblättern mußte. Und was hat seinen Soundstall schon alles verlassen?!! Filmmusik, Musik für die Sendung mit der Maus und(!) Musik zur Endrine-Nasentropfen-Werbung. Das bringt Einnahmen, und nur so kann Joszi seinen Kamikaze-Kurs gegenüber selbstproduzierenden Gruppen und Independent Labels halten: 300 Mark pro Tag. Dafür machen die etablierten Studios grad mal die Tür auf. Die Stars im White Noise sind arme Schlucker. Rocko wandert auf der mit Entbehrungen gepflasterten Straße des Ruhms. Woher er kam, weiß niemand.

Die Zitronen arbeiten als Zivildienstleistende beim Hamburger Spastiker Verein. Was verdienen sie da schon? Zu wenig für Kampftrinker und Wiedehopfe. Und weil das bißchen Geld hinten und vorne und seitlich schon gar nicht reicht, haben sie alle einen Vertrag mit Klaus Fabian, dem Chef vom Weser Label. Fabsi finanziert die Produktionen, kümmert sich um Vertrieb und Werbung und organisiert die Konzerte. Er hat ihr Vertrauen. Bei einem Reinerlös von 70 Pfennig pro Single kriegen sie die Hälfte. Für Rocko kein Problem. Er versteht, mit Geld um sich zu schmeißen, und von seiner Aufnahme werden immerhin 1000 Platten gepreßt!

Wollt ihr euch hören, fragt Joszi. Er läßt das Band zurücklaufen, Stop und Start: »Eine Träne ist Goldes wehehert...« Wir halten den Atem an, ja, da ist Leben drin. That ist's, jodelt Rocko. Acht Spuren hat das Band. The Voice, Guitarre, Schlagzeug, Bass sind drauf. Er will auf die restlichen Spuren Geige, Frauenstimme, Chor und Tambourin haben. Rocko ist unersättlich.

Warum ich Ihnen das alles erzähle, liebe Leserin, lieber Leser? Weil Sie keine Ahnung haben. Von Rocko, den Goldenen Zitronen, den Trash Heads, der Freien Garage, der oder dem Gantz, der Chocolate Factory oder, um mal eine Osnabrücker Kapelle zu nennen, den Angefahrenen Schulkindern (Karl, das Schulkind, wurde nicht gefragt, man hatte ihn einfach angekarrt...) Was finden Sie in Ihrem Plattengeschäft? Welche Kassetten bahrt der Wirt Ihrer Stammkneipe in seinem Rekorder auf? Womit dudeln Funk und Fernsehen Sie in Stimmung oder Schlaf? Kein Rocko, keine Zitronen, immerzu bloß No milk today.

Ich bin ein Paul Lincke (John F. Kennedy)

Die Schallplattenkonzerne streuen bis zu 500 Werbemuster einer LP auf Sender und Musikmagazine. Das entspricht der Gesamtauflage einer vom White Noise Lable produzierten Single, von der 30 an die Sender gegeben werden. So, und nun schickt ein Moderator mal unabhängig produzierte Stücke häufig auf Ätherreise, da beschweren die Hörer sich doch gleich, weil, es sitzt wie Igel in ihren glattgebohnerten Gehörgängen, und es piekst. Und Frau Teldec und Herr Polydor klingeln an und schreiben, daß der Moderator, wenn er so weitermacht, bald nicht mehr von ihnen zum Spesenfreßchen eingeladen wird, und er kriegt was auf die Backe. Oder Frau Teldec fragt, wer ist Rocko Schamoni, ich will ihn kaufen. Und bald würde Rockos lenorgespülte Platte täglich im Radio gespielt, und er röche nicht mehr nach Aquarium, sondern wie die Rose, die das kleine Mädel ihm brächte in der Fernsehshow von Dieter Thomas H. Aber Frau Teldec fragt nicht, und der feige, spesenfreßchengeile Moderator sendet No milk today, während der dem deutschen Schlager die Krone aufsetzende Hit Tränen tun so weh vergammelt. Rocko ist hart im Nehmen. Seine Fans wissen ja, wo sie seine Platte kriegen. Rough Trade, Unterm Durchschnitt, Maybe Crazy, Zardoz heißen die Läden in Hamburg mit der großen Auswahl an Independent Labels.

Das Leben ist Musik im Ozean der Stille, genießen wir sie! (J. Stalin)

Und dann sind da ja auch noch die Konzerte in allen möglichen kleinen und großen Läden. Rocko und die Zitronen gurken kreuz und quer durch die Republik, treten selbst in Dörfern auf, um neue Fans zu gewinnen und die Treue der alten zu belohnen. Musik ist ein hard business, sagt Rocko, du gehst immer bis zum Ende, verausgabst dich total und gibst wirklich alles. In Schwenningen machten sie Konzertreklame, krabbelten auf allen Vieren durch die Stadt und nahmen zuletzt ein Bad im superkalten Wasser des Marktbrunnens. Das wirkte, aber am nächsten Tag waren die Stimmen von Schorsch Kamerun und Rocko weg. Da konnten sie beim folgenden Konzert nur noch die Lippen bewegen, während Aldo Moro

etwas weiter hinten auf der Bühne für sie sang, obwohl der nicht gerade Gesangsstudierter ist und die Texte nicht auswendig wußte. Und das alles im härtesten Laden vor den Allerhärtesten mit den dicksten Motorrädern. Kamerun und Schamoni vergaßen vor Schiß fast, die Lippen zu bewegen, aber die Allerhärtesten staunten und fanden das gar nicht schlecht, irgendwie. Zwei Tage schluckten die beiden rohe Eier, dann ging's wieder. Wenn du einmal drüber bist, dann hält die Stimme den Punk aus, dann macht sie auch den Rest der Tour, sagt Rocko.

Zwei Wochen sind mittlerweile seit den Aufnahmen im White Noise vergangen. Ich will mich in einem dieser Plattengeschäfte mal umschauen, vielleicht ist der Zitronen-Hit schon auf dem Markt, da steht Rocko plötzlich neben mir. Wenn Rocko eine schwere Nacht hinter sich hat, wird sein Kopf eine große Walnuß! Komm heut abend ins Krawall, krächzt es aus der Walnuß, da geb ich ein Konzert, dann bin ich wieder blank wie 'ne Billardkugel.

Das Krawall ist die erste Adresse des Punk in Hamburg, heißt in Fachkreisen Totenschiff und ankert in Fischmarktnähe. Freitagnacht ist dieser Club, wo sie die Songs spielen, wo die Zitronen und die anderen Stars mit den Fans kampftrinken, proppenvoll, kein Durchkommen. Die Stimmung ist gut, die Fans sind breit und bereit, da stürzt der Star endlich auf die Bühne und glitzert gleich dermaßen los, daß es nur so blendet. »Hallo ich bin Rocko Schamoni, hallo die Sonne sie scheint...« Und wieder einmal toben die Fans und werfen die Dosen und kreischen und fallen in Ohnmacht. I love you, sagt Rocko nach der siebzehnten Zugabe. Er hat wie immer alles gegeben, ist fix und fertig und muß zur Erfrischung erstmal zur Fuß-Kneippkur ins Thekenbecken. Alle sind total aus dem Häuschen. Nur einer nicht. Käptn Nuß. Der wohnt über dem Club und will ihn schließen lassen, hat sich zwei Lauschsachverständige geholt. Zu laut, meinen die, das ist Blödsinn, sagt Rocko, der ausgebrannt aber glücklich auf dem Billardtisch im Nebenraum, den prächtig ausgemalten Kongo-Stuben, liegt. Ja, diese Nacht war mal wieder so richtig nach seinem Geschmack.

Nichts gegen Alkohol und Gesang, wenn der im Vortrag sich offenbarende Wille zur Verständlichkeit vorhanden bleibt (Maria Callas)

So ein Erfolg läßt Niederlagen und Rückschläge vergessen. Rückschläge wie damals Silvester in Dortmund, wo plötzlich zweihundert Skins auftauchten und eine Massenschlägerei dem Konzert ein schnelles Ende machte. Rückschläge wie, erzähl mal, Rocko!

»All right. Kleine Soundprobe. One Two, One Two! Okay. Können sie mich verstehen?! Könne Sie mich lesen?! Gut, ich fang mal an! One Two. Hallo, ich bin Rocko Schamoni, hallo, die Sonne, sie scheint, also die Toten Hosen, die Zitronen und ich hatten ein Musikereignis in der Hamburger Fabrik. Ein Höllenspektakel, die sind völlig durchgedreht, die Kids, und der Bürgermeister von Helgoland war auch da und hat fast'n Herzkasper gekriegt, ist sofort zurück auf sein heiliges Helgoland, wo wir zwei Tage später auftreten sollten und hat wirklich alles in Bewegung gesetzt, damit das Konzert abgesagt wird.

Und dann wurd's halt abgesagt.

Wir sind trotzdem rübergeschippert, okay, kein Konzert, wir kommen mal so für'n schönen Nachmittag und spielen abends als Entschädigung auf dem Festland. Auf der Fähre gab's ein Riesenspektakel mit Marathonpolonaise über's ganze Schiff, die Fans waren ja alle mit. Retour war's dann nicht mehr so doll. Wir wurden von zwei Hundertschaften Bullen empfangen, und die sind die ganze Zeit hinter uns hergedackelt. Wir haben überhaupt nichts gemacht, also höchstens mal gerufen, eyh, wir vereinigen uns! Punks und Bullen gegen Popper! Oder so ähnlich. Und die standen da, äh? und wäh? standen die da so, die haben überhaupt nichts kapiert. An Auftreten war nicht mehr zu denken, da haben wir Fußball gespielt. Und die Bullerei guckte zu, sagte aber keinen Ton, rief nicht mal Tor oder HSV oder so.«

Und plötzlich ist unser einmetervierundneunzig Jahre alter Star ganz furchtbar sentimental. Alle weinen.

Erst im Morgengrauen komm ich nach Hause. Bärbel schläft. Ich blättere noch ein bißchen in der Taz. Darin jubelt Gitti Gülden:

»Tina Turner startet ihre Deutschland-Tournee! Mehr als eine Viertelmillion Karten sind bereits verkauft! 35 Mark das Stück ! Die meisten Konzerte sind so gut wie ausverkauft! Schaffte ein sagenhaftes Come-Back! Tina hat's geschafft! Ist im Wortsinn heilfroh, seit langem Buddhistin zu sein! Liebt die Ruhe, keine Musik, kein Fernsehen, keinen Besuch! Wenn sie liest, nur Philosophisches. Schließlich will man wissen, woher man kam, wohin man geht. Fährt eine Mercedes Extraanfertigung!«

Ach, Gitti. Meine Oma ist dreiundneunzig. Sie mußte vor einigen Wochen ins Krankenhaus; denn sie war gestürzt, und ein Oberschenkelknochen brach entzwei. Heute geht meine Oma schon mal wieder in den Garten ihres Altenteilerhäuschens, um die Blumen zu begießen. Das nenn ich Comeback. Und Tina Turner? Aufgewärmter Kaffee.

Ich spitze meinen Ohrlappen und lege ihn an die Rille von Rockos Platte. Yeah, Rocko, that's life.

Konkret 05/87, S. 64

Christian Rentsch

Versteckspiel mit Satie & Co - Zehn Jahre »Vienna Art Orchestra«

Was immer das ist, die Wiener Art des Vienna Art: Konzept, Spiel, Stil oder das Gegenteil davon. Die unentwirrbaren Beziehungen zwischen U-Musik und E-Musik mit List, Lust und Renitenz weiter verwirrt zu haben und immer wieder neu zu verwirren, das hat einen Glückwunschartikel verdient

Das will schon etwas heißen: Als das »Vienna Art Orchestra« im Winter 1984/85 erstmals in den USA gastierte, ließ sich das konservative amerikanische Jazz-Magazin »down beat«, das den europäischen Jazz ansonsten jeweils mit einigen mitleidigen Zeilen abfertigt, für einmal nicht lumpen und raffte sich gar zu einem dreiseitigen Jubelartikel auf. Zwar lagen die Ami-Chauvinisten auf dem Titelblatt mit zwei Einordnungs-Versuchen gleich zweimal daneben – »American Jazz – Viennese Style«, und auch im Innern des Heftes verschleierte die Begeisterung über die »famous guys from Europe« nur schlecht die Unkenntnis des Autors über die europäische Jazzszene – als ob es nie ein »Globe Unity Orchestra«, das Willem Breuker Kollektief, das britische »Instant Composers Pool«-Orchestra oder (konventioneller) die George Gruntz Concert Jazz Band gegeben hätte. Immerhin: Die Lobeshymne im »down beat« will etwas heißen. Die Frage ist bloß: Was denn?

Entstanden ist das »Vienna Art Orchestra«, heute sicher eine der prominentesten Bigbands von Europa, zufällig. Sein Initiant und Leiter, Mathias Rüegg, in Zürich geboren, während der Gymnasialzeit in einem Bündner Internat auf den musikalischen Geschmack gekommen, hatte anfangs der siebziger Jahre an der Musikhochschule von Graz mehr Stunden geschwänzt als besucht und war dann schließlich in Wien gelandet, wo er zuerst Arbeit als Solopianist in einem Szenelokal fand. Daß er der Schweiz schon früh den Rücken kehrte, hat allerdings kaum musikalische Gründe – Graz und Wien waren damals auch nicht gerade europäische Hochburgen des Jazz – ; Rüegg mußte seine Militärdienstpflicht als überzeugter Pazifist im Gefängnis absitzen; das reichte wohl.

In Wien hatte es Rüegg bald satt, immer allein auf dem Piano herumzuklimpern. »Ich hatte plötzlich Lust, im Duo zu spielen, also lud ich den Saxophonisten Wolfgang Puschnigg ein. Bald erweiterte sich das Duo zum Trio, dann zum Quartett. Alle paar Tage mußte ich es der Kneipenbesitzerin neu beibringen: 'Heute möchte ich eigentlich im Septett spielen' – 'Ab morgen spielen wir im Oktett' – 'Dürfen es zur Abwechslung auch mal neune sein?' – Schließlich waren wir siebzehn. Tagsüber schrieb ich die Musik, am Nachmittag wurde geprobt, am Abend gab's dann das Konzert... Im Laufe der Zeit hab' ich so sogar das Komponieren und Arrangieren dann doch mehr oder weniger gelernt.«

Die schrittweise Entstehung des »Vienna Art Orchestra« hat bis heute Spuren in der Arrangiertechnik von Rüegg hinterlassen. Er kam gar nicht richtig dazu, auf die Konventionen der klassischen Bigband mit ihren hierarchisch angeordneten, funktional streng getrennten Trompeten-, Posaunen- und Saxophonsätzen einzusteigen. Er orientierte sich an den gerade zur Verfügung stehenden Instrumentalisten und kam so zu ganz anderen, nicht selten recht extravaganten Klanggruppen. Dabei spielte sicher auch die instrumentale Vielseitigkeit seiner Musiker eine Rolle: der Trompeter und Flügelhornist Herbert Joos etwa spielt, virtuos wie kein zweiter, auch Alphorn; zum Instrumentarium des Orchesters gehören neben den geläufigen Trompeten, Saxophonen, Posaunen und der Rhythm-Section auch tibetanische Hörner, Marimba, Melodica, Tuba, Bassklarinette, Piccoloflöte und Syntheziser; sie eröffnen ein weiteres Spektrum an unüblichen Klangfarben. Und frappierend, inzwischen eine Art Markenzeichen des VAO, ist vor allem der Einsatz der menschlichen Stimme: die Vokalistin Lauren Newton, eine virtuose Stimmgeräusch-Akrobatin mit klassischer Vergangenheit, darf nicht bloß mit aufgeregten und skurrilen Scat-Zungenbrechern solieren, sie fungiert bei Rüegg anstelle eines Instruments auch als Lead-Stimme in vielen Satz-Kombinationen.

Die meisten der heute vierzehn Musiker, darunter so brillante Virtuosen wie Herbert Joos, die Saxophonisten Harry Sokal oder Wolfgang Puschnigg, der Posaunist Christian Radovan oder der Pianist Uli Scherer, gehören schon seit Jahren zum Wiener Art Orchester. Rüegg kennt ihre Vorlieben, Stärken und Schwächen, so schreibt er ihnen die Stücke auf den Leib. Und er setzt für ihre Improvisationen, immer wieder etwas anders, die Freiräume und Grenzen fest: »Ich bemühe mich, die Themen vor, zwischen und hinter den Improvisationen so stark zu gestalten, daß die Soli nicht beliebig werden können. Das alles soll so zwingend sein, daß es eigentlich nur eine Möglichkeit gibt, durchzukommen. Ich setze sehr oft stark wechselnde

Backgrounds ein, was den Solisten zwingt, in wenigen Minuten über ganz verschiedene Stimmungen und Grundmuster zu improvisieren, die aber alle in einer bestimmten Beziehung zueinander stehen. Da hat er soviel zu tun, daß er keine Zeit hat, auf dumme Gedanken zu kommen.«

»Viennese Style« ist das alles nicht. Wienerisch ist allenfalls Rüeggs unzeitgemäßer Hang zur Boheme, zum Kaffeehaus, der sich in seiner Musik niederschlägt. »Die erste Single, die wir 1977 aufnahmen, machten wir mit dem Wiener Untergrundpoeten Otto Kobalek, ein Typ wie Satie, wie es in Wien noch viele gibt und wie sie dort eben auch toleriert werden. (...) Der Kobalek hat in einer Kohlehandlung gearbeitet, damit er sich jeden Abend einen Diener leisten konnte.

Mit dem ging er dann jeden Abend in sein literarisches Kaffee – das ist ja auch so eine Wiener Tradition – , und er hat sich auch einen Anzug geleistet. Der Diener trug natürlich auch einen, und beide hatten weine Handschuhe. Der Diener kam nur mit, um ihm den Stuhl zurechtzurücken. Dann wartete er, bis Kobalek wieder gehen wollte, rückte den Stuhl wieder weg und half ihm in den Mantel. Allein dafür hat er in der Kohlehandlung geackert.«

Rüeggs Sinn für Skurrilitäten hat Methode, es ist sein Markenzeichen und Erfolgsrezept. Die erste Langspielplatte des VAO aus dem Jahr 1979, »Tango From Obango« ist eine verspielte, witzige Reise durch ein europäisches Latein-Afrika, auf der dem Tango im Dreivierteltakt der Marsch geblasen wird. Für das Programm »Unknown Tunes« und die LP »From No Time To Rag Time« (1982) hat Rüegg mit Liebhaber- und Kenner-Blick eine ganze Reihe mehr oder minder vergessener Stücke aus der ganzen Jazzgeschichte, vom Ragtime-Pianisten Scott Joplin über den Bebop-Pianisten Bud Powell, den Cooljazz-Komponisten Lennie Tristano bis hin zu den Freejazz-Musikern Anthony Braxton und Ornette Coleman durchgepflügt: manchmal ist es nur eine besondere Stimmung, eine extravagante Tonkombination, die vom Original geblieben ist, dann wieder hat er einen ganzen Klaviersatz herauskopiert, den er notengetreu von mehreren Bläsern spielen läßt.

Ähnlich ist er ein Jahr später auch mit der Musik von Eric Satie umgegangen. Auch hier reizte ihn nicht nur das Musikalische, vor allem die Kargheit des Materials, das Skizzenhafte der Kompositionen, der Minimalismus von Satie – »was ich lustig finde: daß er immer mit dem gleichen Material gearbeitet hat, es aber immer wieder anders zusammengehängt hat« – , sondern auch das Bohemehafte dieses Kauzes, der als Barpianist in Montmartre und dilettierender Komponist am liebsten zwischen den Stühlen der E- und U-Musik saß. Rüegg: »Klar, daß ein Außenseiter (Satie) einen Außenseiter (Rüegg) interessiert. Anders ausgedrückt: Karajan hat sicher kein Interesse an Satie. Da liegen die Interessen an einem ganz anderen Ort. Jemand, der so lebt, muß jemanden ausgraben, der seine Dimensionen verkörpert.«

Die Bewunderung für Satie ist bei aller Koketterie – denn Rüegg ist alles andere als ein wunderlicher Kauz oder Außenseiter – Schlüssel für das, was Peter Kleiss in der Frankfurter Rundschau einmal als Rüeggs »Freakästhetik« bezeichnet hat, eine individuelle Lösung der nach wie vor prekären Situation des Jazzmusikers in der Musikszene. »Wenn Satie noch leben würde, stünde er vielleicht besoffen hinter der Bühne und würde hie und da dazwischengrölen.« Und: »Was man bei Satie nie richtig durchschaut: inwiefern seine Oppositionshaltung vom Umstand her kam, daß er nie akzeptiert worden ist. Es ist vielleicht eine Überlegung wert, ob Saties Verweigerung nicht unfreiwillig war.«

Da leistet sich Rüegg schon einmal einen Gag, einen ironischen Seitenhieb gegen das Publikum, vor allem gegen das E-Musik-Publikum, wie etwa während eines Konzerts anläßlich der Wiener Festwochen: »Wir haben mal das Publikum in drei Gruppen eingeteilt, und es mußte verschiedene Geräusche machen. Dann hat der Dirigent das Publikum dirigiert. Als es fertig war, hat ein Musiker ins Publikum gerufen: 'Zugabe!'. Und das Publikum mußte eine Zugabe spielen. Das ist ein optimaler Fall. Ich habe dann versucht, in Donaueschingen ein paar Sachen davon zu übernehmen. Aber es hat nicht funktioniert.«

Besser funktioniert es, wenn Rüegg seine liebenswürdigen und schelmischen Spielchen mit der Jazztradition, mit schweizerischen Volksliedern oder mit klassischer Musik treibt. Da macht er sich etwa in »Mutzerl« über eine belanglose Fingerübung von Mozart her, die er in mehreren Umgängen von Fast-Original über swingenden Jazz zum ausgeflippten Jazzrock umbaut, um es zum liebevollen Ende in einem barocken Bläserensemble (mit Lauren Newtons Sopran und einer echten Bachtrompete) enden zu lassen, oder er schweinigelt sich durch das Schweizer Volkslied »S'Vreneli ob em Guggisberg«, einmal quer mit allen Fehlern, die eine Karnevals-Kapelle nie so schief hinkriegen würde, dann in rasendem Tempo, als ob er die falsche Drehzahl erwischt hätte; das Publikum grölt, kreischt – »doafs no a bisserl mea Schmäh soan?« Na klar, immer doch« – , und kommt doch zu seiner Kunst.

Kunst, natürlich, kein Barpiano am Montmartre, keine Untergrund- oder Kneipenmusik. Mathias Rüegg ist kein Eric Satie, auch wenn er sich zuweilen spielerisch hinter diesem Mäntelchen verbirgt. Und schon gar nicht ist er jener Bohemien, für den er sich auszugeben scheint. Wenn das Gespräch aufs Thema kommt, auf den Punkt, kann er ganz schön präzis und gehässig sein. »Natürlich hat es (bei mir) auch mal einen radikalen Bruch mit der Tradition gegeben. Bis ich dann darauf gekommen bin, daß eigentlich die ganze Tradition in den Händen von völlig falschen Leuten ist. Das heißt, es hat immer ein Bildungsbürgertum gegeben, das einfach gewisse Sachen für sich in Anspruch nimmt und sie gegen die Moderne ausspielt. Das ist natürlich Unsinn. Wenn Bach heute leben würde, möchte er wahrscheinlich mit keinem einzigen von diesen Typen etwas zu tun haben, sehr wohl aber mit denen, die heute etwas Neues machen. (...) Die Tradition gehört denen, die leben, nicht den Gralshütern.«

Rüegg läßt an seinen Ambitionen keinen Zweifel. Mehrere Male hat er in klassischen Konzertzyklen in Wien mitgemacht, zwei große Auftragskompositionen, Chorwerke mit dem »Vienna Art Choir« (»From No Art To Mo-(z)-Art« und »Five Old Songs«) siedeln im Grenzbereich von Jazz und Neuer Musik, im Herbst 1985 wurde eine größere Auftragskomposition für die Wiener Symphoniker uraufgeführt, für das Wiener Serapionstheater hat Rüegg unter anderem Richard Wagner

bearbeitet, eine Art »Mini-Ring« geschrieben, und im Mai soll, zum 10jährigen Jubiläum des VAO, ein weiteres großes Auftragswerk für die Wiena Festwochen uraufgeführt werden.

Aber für die USA-Tournee im Winter 1984/85 und eine unendlich lange Sommertournee 1985 fast rund um die Welt hat er wiederum ein reines Jazzprogramm geschrieben (»Live at The Dead Sea«), »amerikanischer«, wie er sagt, unkomplizierter, eingängiger, auch spektakulärer, effektvoller, mit »traditionell« swingenden Bigbandsätzen und ungewöhnlich viel Freiraum für die Solisten. Ausnahmsweise doch »American Jazz - Viennese Style«. Das will etwas heißen. Die Frage ist bloß: Was denn?

Konkret 05/87, S. 68

Otto Köhler

Göring in der Quellenfalle

David Irving, der Brite, der manchen hierzulande als Historiker gilt, hat ein Buch über Hermann Göring geschrieben, und KONKRET-Autor Otto Köhler hat es auf sich genommen, diese 752 Seiten zu lesen

Der eine war zweiter Mann in der Regierung Hitler und fast bis zuletzt zum Nachfolger des Führers bestimmt. Der andere ist zweiter Mann in der Regierung Kohl und von seinen Parteifreunden als Nachfolger des Bundeskanzlers ausersehen. Das Bild des einen in der Geschichte hat der andere schon vor 23 Jahren festzuschreiben versucht. Gerhard Stoltenberg in der repräsentativen »Neuen Deutschen Biographie« über Hermann Göring: »Fraglos hatte er die Fähigkeit, durch persönlichen Charme Vertrauen zu erwecken, Menschen zu gewinnen und zu fesseln; er besaß bis in die letzten Kriegsjahre hinein in breiten Schichten beträchtliche Popularität.«

So sicherte sich Göring trotz einiger »korrupter Züge die Sympathien seiner meisten engen Mitarbeiter und trat gelegentlich krassen Unmenschlichkeiten der SS entgegen.« Meint Stoltenberg. Jetzt ist das Buch eines Historikers auf dem Markt, der zu einem völlig anderen Charakterbild des zweiten Manns im Dritten Reich zu kommen scheint, denn er nennt ihn das Mitglied einer »Mörder-GmbH« und fragt: »Was hat ihn ... veranlaßt, in diesen Sumpf des Verbrechens zu steigen, aus dem er dann mit blutbefleckten Händen als politischer Mörder wieder auftauchte und in der deutschen Geschichte zu einem – derzeit noch – einzig dastehenden Monster wurde?«

Dieses harsche Urteil über Hermann Göring stammt von David Irving, dem Geschichtsagitator der »Deutschen Volksunion«, zu der »Nationalzeitung«-Herausgeber Gerhard Frey seine rechtsradikale Leserschar zusammengeschlossen hat. Doch so weit sind die beiden von der Christlich-Demokratischen und der Deutschen Volksunion, nicht auseinander.

Irvings Buch mit dem schlichten Titel »Göring« erschien in einem Unternehmen des Bertelsmann-Konzerns (Albrecht Knaus Verlag München, 752 Seiten, 49,80 Mark). Auf Seite 482 befindet sich David Irving auf der Höhe jener zeitgeschichtlichen Forschung, die nach der Wende auch in der Frage gipfelte: »Wollte Stalin im Sommer 1941 das Deutsche Reich angreifen?« Irving über Hitlers Überfall (»Unternehmen Barbarossa«) gegen die Sowjetunion: »Mitte Juli wurde deutlich, daß er Barbarossa keinen Augenblick zu früh begonnen hatte. Die Russen hatten 12.000 Panzer und 8.000 Kampfflugzeuge zusammengezogen; nur der Zeitpunkt ihres möglichen Angriffs stand noch nicht fest.«

Auch die Juden waren letztlich an ihrem sicherlich nicht sehr glücklichen Schicksal selber schuld. Denn wenn die Deutschen »einen bösartigeren Antisemitismus entwickelten als etwa die Engländer oder die Franzosen«, dann liegt das für Irving nur daran, daß »Deutschland dem Einfluß der Juden stärker ausgesetzt war als andere Länder«. Und mit der »Endlösung« hatte Göring nichts zu tun. Doch es gibt ein Dokument, das Görings Unterschrift trägt. Irving vermag sehr anschaulich zu schildern, wie die darunter kam: Am 30. Juli 1941 verließ der Reichsmarschall mit seinem Sonderzug sein Quartier in Ostpreußen und was dann nach Irvings Behauptung geschah, muß man schon zitieren, um ermessen zu können, wie elegant ein vollelastischer Historiker mit Dokumenten umzuspringen vermag, die seine Beweisführung stören.

»Am nächsten Nachmittag fuhr er nach Berlin, wo inzwischen auch seine Frau eingetroffen war. Der Nieselregen hatte aufgehört, als er kurz in sein Ministerium hineinschaute. und um 18.15 Uhr einen Besucher empfing: SS-Gruppenführer Reinhard Heydrich, Chef der Sicherheitspolizei und des SD, bat ihn um Unterzeichnung eines Dokuments, das er bereits entworfen hatte (er hatte sogar den Briefkopf des Reichsmarschall mit der Maschine getippt). Göring tat dem jungen SS-General den Gefallen – Albert Speer äußerte später, alles ging leichter, wenn man dem allmächtigen Reichsmarschall mit solchen Artigkeiten Honig um den Bart schmierte. Göring begab sich dann zum Bahnhof, ohne auch nur im geringsten zu ahnen, daß er soeben ein Dokument unterzeichnet hatte, für das man ihn fünf Jahre später an den Galgen bringen wollte.«

Darunter steht die Fußnote: »In dem Erlaß wurde Heydrich beauftragt, 'alle erforderlichen Vorbereitungen in organisatorischer, sachlicher und materieller Hinsicht zu treffen für eine Gesamtlösung der Judenfrage im deutschen Einflußgebiet in Europa'.«

In diesem Zitat fehlt der entscheidende Schlußsatz: »Ich beauftrage Sie weiter, mir in Bälde einen Gesamtentwurf über die organisatorischen, sachlichen und materiellen Vorausmaßnahmen zur Durchführung der angestrebten Endlösung der Judenfrage vorzulegen.«

Daß Göring – wie Irving suggeriert – keine Ahnung gehabt habe, was er einem schmeichelnden jungen SS-General unterschrieb, kann er seinen »Nationalzeitungs«Lesern erzählen. Göring selbst, der im Nürnberger Prozeß keine Gelegenheit ausließ, sich herauszureden, stritt am 20. März 1946 mit keinem Wort ab, daß er diesen Brief an Heydrich geschrieben hatte. Und zwar nicht in dessen Eigenschaft als »jungen SS-General«, sondern, wie Görings betonte, als Chef der Sicherheitspolizei und des SD.

Der ganze Roman, den Irving um das Dokument von Görings Auftrag für die Endlösung herumschreibt, beruht ganz offensichtlich nur auf einer Eintragung in Görings Terminkalender vom 31. Juli 1941, die da lautete: »18.15-19.15 Uhr

Heydrich«. Und diese dem Leser verschwiegene Quelle erweckt nicht den Eindruck, daß ein junger SS-General ihm die Unterschrift unter ein Dokument ablistete, das der Reichsmarschall gar nicht richtig zur Kenntnis nahm.

Quellen – und das ist Irvings unbezweifelbare Stärke – gibt er grundsätzlich nicht an. Man kann ihm deshalb immer nur mit einigem Aufwand und Mühe nachweisen, wie er mit ihnen umgeht. Weiter hinten im Buch, wo Irving noch einmal erzählt, wie Göring am letzten Tag des Juli 1941 »einen scheinbar harmlosen Auftrag unterzeichnete, den Heydrich verfaßt und ihm vorgelegt hatte«, zitiert er doch noch die Gesamtanweisung für die Endlösung, doch nur um entschuldigend fortzufahren:

»Es ist deshalb gut, sich daran zu erinnern, wie auch sein Verteidiger in seinem Schlußplädoyer am 4. Oktober 1946 betonte, daß Göring zwar ganz zweifellos Hitlers wirtschaftliche Maßnahmen gegen die Juden einleitete, er aber anscheinend mit ihrer 'biologischen Vernichtung' in der Tat nichts zu tun hatte, und es ist bis heute nicht einmal beweisbar, ob er überhaupt davon gewußt hat.«

Noch besser ist es, daran zu erinnern, daß nicht einmal Görings Verteidiger dies am 4. Oktober 1946 in seinem Schlußplädoyer gesagt haben kann. An diesem Tag hatte Göring nur noch elf Tage zu leben, das Todesurteil war schon am 1. Oktober gesprochen und das Schlußplädoyer des Verteidigers am 5. Juli 1946.

Seine große Chance freilich nachzuweisen, daß bei vorhergehenden wirtschaftlichen Maßnahmen gegen die Juden Göring nicht unbedingt der Anstifter war, die läßt sich Irving entgehen. Denn hier sind noch höhere Interessen im Spiel, die mit einem Namen verbunden sind, der für den Ankauf gegenwärtiger Regierungspolitiker steht.

Für Göring sei die Judenfrage, sagt Irving und verweist auf eine ihm zu hohe Anzahl von jüdischen Ärzten und Notaren in Berlin, »hauptsächlich ein wirtschaftliches Problem« gewesen. Am 24. Juni 1939 erließ er eine Anordnung »über die Ausschaltung des Judentums aus der deutschen Wirtschaft«, berichtet Irving und erläutert im Ton eines aufgeklärten 68ers: »Sein Angriffsziel waren die großen multinationalen Konzerne, von denen einige soviel wert waren wie ein beträchtlicher Teil des gesamten Jahreshaushalts des Deutschen Reiches.«

Da wollen wir mal sehen, was aus diesem Angriffsziel wird. Anno 1937 gelüstete es Friedrich Flick nach dem Besitz der in der Tschechoslowakei ansässigen jüdischen Industriefamilie Petschek. Er konnte nämlich ihre auch in Deutschland gelegenen Kohlegruppen vorzüglich zur Arrondierung seines Konzerns brauchen. Flicks Bevollmächtigter Otto Steinbrinck – er war ebenso Mitglied des Freundeskreises Himmler wie spätere Flick-Bevollmächtigte Schatzmeister der CSU wurden – sprach bei Görings Vetter Herbert vor. Doch Hermann Göring hatte Bedenken »wegen der Auswirkungen auf den deutschen Auslandsbesitz«.

Da sagte sich der alte Fritz: Machen wir uns eben ein passendes Gesetz. Und so beauftragte er seinen Rechtsanwalt Dr. Hugo Dietrich mit der Ausarbeitung zur Enteignung »jüdischer Gewerbebetriebe«, denn – so hieß es in dem Gesetzentwurf – »die zu wahrenden nationalwirtschaftlichen Belange erfordern gebieterisch die Überführung der jüdischen Beteiligung in arische Hände, notfalls gegen den Willen ihrer jetzigen Besitzer.« Der Beauftragte für den Vierjahresplan, Hermann Göring, sollte die Ermächtigung für die notwendigen Maßnahmen bekommen. Doch bis es soweit war, dauerte es etwas, die Nazis zögerten und zögerten mit Rücksicht auf das Ausland und gerade Göring hielt sich besonders zurück, weil er sich seine außenpolitischen Ambitionen nicht verderben wollte.

Natürlich kam es schließlich doch, wie es kommen mußte, Flick bekam das Gesetz, dessen Paragraphen er geliefert hatte. Und seine arische Hand legte sich schließlich auf den jüdischen Besitz. Doch davon in Irvings Göring-Buch kein Wort. Hier ist es Göring allein.

So viel Diskretion wie gegenüber Flicks Konzern ist in Irvings Buch nicht ungewöhnlich. Deutschlands größter multinationaler Konzern war in dieser Zeit die Interessengemeinschaft Farben. Zwei 1985 und 1986 erschienene Göring-Monographien beleuchten mehr (Alfred Kube: »Pour le mérite und Hakenkreuz – Hermann Göring im Dritten Reich«, R. Oldenbourg Verlag München, 390 Seiten, 48 Mark) oder etwas weniger (Stefan Martens: »Hermann Göring – Erster Paladin des Führers und Zweiter Mann im Reich«, Ferdinand Schöningh Verlag Paderborn, 408 Seiten, 48 Mark) die Rolle, die der IG-Farben-Konzern durch seinen ersten Mann in Görings Ministerien spielte. Göring hatte zwar einen »unbändigen Willen«, aber keinen Sachverstand, um wirtschaftliche Probleme zu bewältigen. Sein Sachverstand hieß Carl Krauch, bis 1940 Vorstandsmitglied und danach Aufsichtsratsvorsitzender der IG Farben. Sein Einfluß als Generalbevollmächtigter für Sonderfragen der Chemischen Erzeugung sowie als Präsident des Reichsamtes für den Wirtschaftsausbau, wird zwar weder bei Martens noch bei Kube ausreichend gewürdigt, aber nicht unterschlagen. Görings Vierjahresplan-Behörde, die Krauch angeregt hatte, war bald eine reine IG-Behörde, ein Selbstbedienungsladen für den mächtigen Chemie-Multi. Krauch kommt mal zwar mit einem Satz als Außenstehender bei Irving vor – »Mit Dr. Carl Krauch von der IG Farben war bereits am 15. Dezember 1933 ein Bezinvertrag geschlossen worden« – doch dieser Satz ist, macht nichts, wenig korrekt: Am 14. Dezember unterzeichneten Vorstandsvorsitzender Carl Bosch und Vorstandsmitglied Hermann Schmitz, nicht aber Krauch, den Benzinvertrag, der die IG vor dem Ruin rettete und dem Dritten Reich den Zweiten Weltkrieg ermöglichte.

Krauch war schon dabei – im September hatte er bei Görings Staatssekretär Milch den Vierjahresplan angeregt – das Dritte Reich von innen zu erobern. Drei Seiten später berichtet Irving über Hitlers Denkschrift für den Vierjahresplan, die, das

verschweigt nicht mal unser diskreter Historiker, der massiven Kriegsvorbereitung diente. Görings Abteilung für Forschung und Entwicklung, das schreibt er auch, hatte die Grundlagen für Hitlers Denkschrift geliefert. Doch wer dort am Drücker saß, wer dort die Hitler-Denkschrift zu ihrem größeren und für die IG lukrativeren Teil ausarbeitete, das verschweigt Irving wieder – es war Carl Krauch. Die Verordnung Hitlers, durch die Göring im Gefolge der Denkschrift zum »Beauftragten für den Vierjahresplan« ernannt wurde, war – schreibt Irving – für ihn ein »Sesam-öffne-Dich« geworden. Göring kontrollierte große Teile der Wirtschaft. Doch wer, als sein alter ego, für ihn diese Kontrolle ausübt, für wen das ganze Reich eine einzige Sesamstraße war – Carl Krauch und die IG – das unterschlägt Irving.

Konkret 05/87, S. 71

Michael Kunitzsch

Bio-Krieg - die handliche Bombe

Biologische Kriegführung war für die Militärs bislang eine unkalkulierbare Sache. Denn die krankmachenden Bomben trafen immer auch die eigenen Truppen. Erst die Gen-Technologie macht den Bio-Krieg möglich. Sie liefert zur Seuche den passenden Impfstoff. Der Angreifer ist im Vorteil

Man nehme eine Tasse lauwarmer Hühnersuppe und eine Handvoll Bohnensamen, gebe beides zusammen und lasse die Brühe bei Zimmertemperatur ein paar Tage in einer flachliegenden Whiskey-Flasche ausreifen: So das Geheimdienst-Rezept für eine Bio-Bombe, gegen die jeder handelsübliche Molotow-Cocktail ein Husten ist. Denn das Lebensmittel-Gift Botulinum, das am Ende der Prozedur entsteht, soll – mit einem Parfümzerstäuber etwa in Parlament oder Kaserne, Kino oder Supermarkt verspritzt – von ultimativer Wirkung sein.

Was aussieht, als sei das Maggi-Koch-Studio zu Gast in einem Horror-Movie, ist dann doch bloß die ernstgemeinte Warnung vor künftigen Gift-Attacken von Bio-Terroristen – nachzulesen in einem US-Waffen-Mazagin namens »International Combat Arms«, das seine Nachrichten mischt wie seine Initialen und wohl vorwiegend von dumpfen Militärs gelesen wird. Aber zuweilen lassen sich aus dem gröbsten Schwachsinn noch die lautersten Wahrheiten herausbuchstabieren: Die von den verschobenen Macht-Phantasien mal sowieso, oder die von den Ängsten der Bürger-Väter vor der Rache der Bürger-Söhne und -Töchter, die hier auch prompt als Monster-Generation von Gen-Hackern vorgestellt werden. Schließlich jene offenbare Beweisnot, in der Militärs und Politiker wohl stecken, seit sich die Russen nicht mehr als die globalen Fieslinge vorführen lassen. Wenn nicht die Russen, dann also Terroristen, und sei's die aus eigener Produktion.

Aber was immer die »home cloning kids« in ihren Labors an Scheußlichkeiten ausbrüten mögen, ihre Väter sind längst im Geschäft.

Seit Ende der siebziger Jahre interessieren sich die Overkill-Strategen des Pentagon vermehrt für biologische Waffen. Just von jenem Zeitpunkt an, als absehbar war, daß die Gentechnik neue Arten von Kampfstoffen hervorbringen würde. Per Annonce wurden Forscher und Forschergruppen dazu animiert, ihre Kenntnisse in den Dienst der Army zu stellen. Die Themenbereiche waren detailliert aufgelistet. Von 1980 bis 1985 stieg die Anzahl der aus dem US-Verteidigungsetat finanzierten Gen-Projekte von Null auf 75. Die Hälfte davon wurde direkt der Armee unterstellt, die anderen an Universitäten und private Firmen in den USA, Großbritannien und Israel vergeben. Geld spielte keine Rolle. Für das B-Waffen-Forschungszentrum der US-Army, Fort Detrick in Maryland, wurden 1982 455 Millionen Dollar bereitgestellt, mit Zuwachsraten von hundert Prozent pro Jahr. Weitere 300 Millionen Dollar sind eingeplant für das Testgelände vom Dugway Proving Ground in Utah, wo ein Hochsicherheitslabor für B- und C-Waffen-Forschung eingerichtet werden soll. Umweltschützer konnten den Bau bislang verhindern.

Wie zufällig tauchten in diesen Jahren immer wieder Meldungen vom Biowaffen-Einsatz durch die Sowjets in Laos, Kambodscha und Afghanistan auf. Widerlegt wurden sie alle, häufig erst nach Jahren (Die Geschichte vom »Gelben Regen«, KONKRET 9/85). Ihren Zweck erfüllten die Behauptungen dennoch. Der amerikanische Kongreß bewilligte noch stets die beantragten Gelder für die Gen-Projekte der Militärs.

In den strategischen und taktischen Planspielen der Militärs füllen die biologischen Waffen gerade wegen ihrer Variationsbreite eine Lücke. B-Waffen sind handlich, relativ leicht herzustellen und zu transportieren, die Produktionsanlagen sind billiger und längst nicht so aufwendig wie atomtechnische Anlagen, deshalb auch kaum zu kontrollieren. B-Waffen sind Krankheitserreger oder deren Gifte (Toxine). Je nach Erreger-Typus können sie schwächend oder tödlich wirken für Mensch und Tier, schleichend oder schnell, nachweisbar sind sie nur mit einigem technischen Aufwand, was sie – verdeckt eingesetzt – auch besonders attraktiv macht für Sabotageakte in der Dritten Welt.

Kuba ist ein Beispiel dafür. Die Insel wurde 1978-81 von vier Seuchen heimgesucht, die erhebliche Schäden in der Landwirtschaft verursachten; der Erreger des Dengue-Fieber war bis dahin auf Kuba nie vorgekommen.

Für den großen Krieg aber galten die Mikroorganismen und Toxine als zu heikel und unzuverlässig, ihre Wirkung und Ausbreitung schwer kalkulierbar und für Freund und Feind gleichermaßen brisant.

Auch deshalb konnten sich 1972 Ost und West leicht auf einen Verzicht auf Bio-Waffen verständigen. Entwicklung, Herstellung und Lagerung biologischer Kampfstoffe wurden damals weltweit geächtet.

Einen Wunschkatalog über die »Erfordernisse der biologischen Kampfstoffe« legten die »US-Ministerien für Armee und Luftwaffe« schon in den sechziger Jahren vor. Bio-Waffen sollten nach diesen Vorstellungen –

in großen Mengen herstellbar sein, –

stark schädigende Wirkung haben, –

die Möglichkeit effizienter Verbreitung bieten und –

die Abwehrmöglichkeiten einschränken.

Die Gentechnologie kann den Militärs diese Wünsche inzwischen erfüllen und damit die Nachteile für den Kriegs-Einsatz von B-Waffen aufheben.

Den Stimmungsumschwung in den USA schilderte Douglas J. Feith, Unterstaatssekretär im Verteidigungsministerium, im vergangenen Jahr der »Washington Post«: »Biologische Waffen waren militärisch nicht wirklich bedeutsam, es gab einfach bessere Waffen. Inzwischen haben wir unsere Meinung über die militärische Nützlichkeit von B-Waffen geändert. Basierend auf den neuen Technologien könnten sie zu einer großen Waffe werden.«

Kaum waren die Möglichkeiten erkannt, begannen die Militärplaner die Lücke zu nutzen, die das B-Waffenabkommen von 1972 läßt: Defensivforschung ist darin ausdrücklich erlaubt. »Der Schlüssel ist die Impfung«, erklärt Richard Goldstein, Professor der Harvard Medical School, »erst dann wird die Waffe einsetzbar.« Die eigenen Truppen könnten von nun an – unbemerkt – immunisiert werden, durch Aerosole, feinste Streuung des Impfstoffes in der Luft, etwa.

Das würde erstmals solche biologischen Gifte handhabbar machen, die bisher nur in winzigen Mengen vorkommen. Eingepflanzt in Bakterien könnten sie in unbegrenzter Menge produziert werden. Mehr noch: Pathogenietät und Resistenz könnten auf biochemischem Wege »verbessert« oder die Wirtspezifität geändert werden.

Noch bedenklicher ist, daß die Eigenschaften aus verschiedenen bekannten Erregern gentechnisch zusammengeführt werden könnten zu einem Super-Keim, einer maßgeschneiderten Pest, auf die kein Immunsystem reagieren könnte.

Offensive und defensive Forschungsaktivitäten ließen sich unter diesen Umständen nicht mehr auseinanderhalten. Denn Impfstoffe können nicht ohne Kenntnis des Erregers entwickelt werden.

So gern die Gen-Ingenieure den Eindruck erwecken, sie hätten alles im Griff. Die Folgen eines Bio-Waffen-Einsatzes bleiben weiterhin schlecht vorhersehbar. Denn Viren und Bakterien sind lebende Mikroorganismen, die sich fortwährend weiterentwickeln und verändern können. Auch ein lokal begrenzter Einsatz kann deshalb globale Konsequenzen haben.

Obwohl die B-Waffen Konvention von 1972 praktisch längst entwertet ist, Verstöße gegen den Wortlaut des Atomabkommens gab es inzwischen auch so: Ein Senatsausschuß der USA stellte schon 1975 fest, daß »geringe Mengen an toxischen und bakteriologischen Waffen im Besitz der CIA sind. Statt die Vorräte – wie von Präsident Nixon 1970 angeordnet – zu vernichten, wurden die Bestände illegal von Fort Detrick an die CIA weitergeleitet.« Daß es sich dabei nicht immer nur um »geringe Mengen« handeln muß, zeigte sich im vergangenen Jahr, als sich herausstellte, daß der US-Army etwa 2,3 Liter des Chikungunya-Virus abhanden gekommen waren, genug um die Menschheit gleich mehrfach mit einer Tropenkrankheit zu infizieren. In einer 26seitigen Anklageschrift beschuldigte der damals für die Versuche mit dem Virus verantwortliche Wissenschaftler, Dr. Neil Levitt, die Army, nicht einmal die Umstände des Verschwindens aufgeklärt zu haben. Die Substanz wurde bis heute nicht wiedergefunden.

Unter dem Stichwort »Medizinische Forschung zur Verteidigung gegen B-Waffen« tauchen die neuen Gen-Projekte nun auch im US-Rüstungshaushalt auf. Gegen alle nur denkbaren Infektionskrankheiten und Biogifte sollen nun Diagnosemittel und Impfstoffe entwickelt werden: Venezulanische Pferdeencephalitis, Tulurämie, Schweinepest, Hasenpest, Rift-Valley-Fieber und Botulinum. Für baren Unsinn halten das nicht wenige US-Wissenschaftler. Jonathan King, vom Massachussetts Institute of Technology: »Es ist unrealistisch anzunehmen, man könne ein ganzes Volks vor der Vielzahl von Agentien schützen, die als biologische Waffen dienen könnten.« Dem Angegriffenen würde ein Impfstoff wenig nützen. Dem Angreifer brächte er Vorteile, da er damit die eigenen Truppen schützen könne. Und Robert Sinsheimer, Mikrobiologe und Kanzler der Universität von Kalifornien hält die Forschungsvorhaben für eine bloße Eskalation des Wettrüstens.

Dafür sind Weinbergers Kollegen von der Bonner Hardthöhe natürlich sofort zu haben. Schließlich hat man manches aus eigener, langer Tradition beizutragen. Da ist einmal die Wehrwissenschaftliche Dienststelle in Munster in der Lüneburger Heide, wenige Kilometer von Unterlüß entfernt, wo der Rüstungskonzern Rheinmetall auf einem 50 Quadratkilometer großen Übungsgelände mit Unterstützung der niedersächsischen Landesregierung ein »Technologiezentrum Nord« baut, und wo der Sitz der alten Heeres-Versuchs-Stelle Munster war, Produktionsstätte für C-Waffen schon unter den Nazis. Heute wird dort nach Impfstoffen für Milzbrand- und Pest-Erreger geforscht.

Mit dem Milzbrandbazillus arbeitet auch das Hohenheimer Tierhygiene Institut. Schon seit 1972 gibt es Kontakte zur Bundeswehr, der Hohenheimer Institutsdirektor Prof. Strauch ist Oberstabsveterinär und darf sein mobiles Laboratorium schon mal auf dem Truppenübungsplatz spazierenfahren.

Gelder vom Bundesverteidigungsministerium kassiert auch das Institut für Virologie an der Tierärztlichen Hochschule Hannover. Seit September 1985 sind 5,9 Millionen DM für die Entwicklung eines Impfstoffes gegen Arboviren verbraucht. Ziel ist es, ein »Antigen (und dann einen Impfstoff zu entwickeln), das möglichst gegen mehrere Vertreter aus der Alphavirengruppe der Togaviriiae schützt. Beispielhaft kann hier das Virus der Venezulanischen Pferdeencephalitis angeführt werden.« Hier wird »Forschung an potentiellen Bio-Waffem betrieben«, sagen die Grünen. Professor Moennig,

Projektleiter, hält den Vorwurf für absurd, selbst »einen militärischen Hintergrund« bestreitet er:»Alles ist öffentlich, nichts wird verheimlicht«.

Ein bißchen wohl doch. Denn als der promovierte Mikrobiologe Manuel Kiper, Landesgeschäftsführer der Grünen, Ende letzten Jahres Einzelheiten einer B-Waffen-Connection zwischen Hannover und Fort Detrick aufdeckte, zog Moennig gemeinsam mit seinem Abteilungsleiter vors Landgericht und beantragte die Verhängung von 50 000 DM Ordnungsgeld, ersatzweise sechs Monate Haft. Dort in Fort Detrick hatte Moennig im Herbst 1985 über sein Projekt berichtet und – seltsam, seltsam – ausgerechnet in der Zentrale der US-Bio-Waffenforschung, ähnliche Fragestellungen vorgefunden. Die US-Forscher seien, so Moennig in seinem Reisebericht, vor allem an deutschen Vorräten von gereinigtem Botulinus-Toxin interessiert, einem Bakterien-Gift 60mal giftiger als Dioxin. Wohl eher unfreiwillig plauderte der Vertreter des Verteidigungsministeriums vor der geheimen Runde der Enquete-Kommission aus, die Hannoveraner Forschungen seien innerhalb der Nato abgesprochen. Wie denn sonst.

Alptraum: Als die USA starben, irgendwann zwischen 1988 und 1998, bäumten sie sich im Todeskampf noch einmal auf und schleuderten aus ihrem angefressenen, zersetzten, kranken Schädel eine riesengroße Hülsenfrucht heraus. Und ich hatte keine Whiskey-Flasche zur Hand.

Konkret 05/87, S. 74

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

Nicht einmal die »Frankfurter Allgemeine« ist mit allem einverstanden, was in der Nazizeit geschah. Manches lehnt sie heute fast rundherum ab:

Um so mehr fällt moralisch ins Gewicht, in welchem Maße bei der Arisierung und bei der Zwangsarbeit die Industriellen über das Unvermeidliche hinausgingen.

Ein Vorwurf, den sie auch dem Göring nicht ersparen kann.

Auf die Gefahr, wieder ein Schock Gutgesinnter vor den Kopf zu stoßen, muß doch gesagt werden, daß die Partei des Fortschritts auch Mitglieder zählt, die zum Reaktionär zu dumm waren. Zum Beweis schreibt der zur Sozialdemokratie inklinierende Johannes Mario Simmel anläßlich der Verfolgung und Ermordung des Moderators Franz Alt durch dessen christlichen Parteifreund Willibald Hilf einen Brief, den er natürlich auch dem »Spiegel« steckt:

Ich weiß genau, wie das letzte ganz große Unheil bei uns begann – durch Eingriffe in die Freiheit der Berichterstattung und in die der freien Meinungsäußerung.

Genau so hat es angefangen. Und wohin hat es geführt? Bis zum letzten ganz großen Unheil, an dessen Ende nichts weniger stand als die innere Emigration des Ernst Jünger. Darum: Wehret den Anfängen! Alt darf nicht Jünger werden! Herr Hilf!

An dem Satz von Egon Bahr:

Willy Brandt ist der erste Vorsitzende in der Geschichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, der in diesem Amt nicht stirbt.

stimmt etwas nicht. Nicht, daß Willy Brandt nicht der erste Vorsitzende der SPD wäre, der nicht in diesem Amt stirbt. Alle seine Vorgänger sind gestorben, als sie noch in diesem Amt waren. Der erste, der nicht in diesem Amt stirbt, ist nicht der erste, der in diesem Amt nicht stirbt. Der erste, der nicht in diesem Amt stirbt, ist eine Information; der erste, der in diesem Amt nicht stirbt, ist eine Schmonzette. Egon Bahr ist aber doch gelernter Journalist? Eben.

Auf die Frage, ob mein Leben einen Sinn gehabt habe, werde ich dereinst antworten:

An der »Alster-Tafel« des Hamburger Atlantic Hotels können sich gutsituierte Bürgerinnen und Bürger einmal im Monat mit einem prominenten Zeitgenossen zu einem »Diner mit Kunst und Kultur« niederlassen. Am 1. April um 19.30 Uhr beispielsweise ist eine »Begegnung mit Dr. Theo Sommer«, seines Zeichens Chefredakteur der »Zeit«, terminiert. Das Rendezvous mit Cocktail, Diner, Tischwein und Kaffee kostet den Feinschmecker 125 DM.

Es gab eine Zeit, da hätte der »Spiegel« diese Meldung ignoriert oder, schlimmstenfalls, als »Personalie« gedruckt. Heute steht sie in der Rubrik »Hohlspiegel«, zwischen Stilblüten und direkt über der Nachricht: »Beim Kauf einer Deuther-Jeans, liebe Kunden, bedenkt, bekommt man ein Condom geschenkt.« Soweit hab' ichs denn doch gebracht.

Liebhaber ausgesuchter Schweinereien haben sich stets an die Männer der Medizin gehalten – nicht weil sie sich von denen die Heilung ihrer Gier versprachen, sondern im Gegenteil. Und nichts geht ihnen über Ärzte, die nicht bei ihrem Leistenbruch bleiben, sondern höher hinauswollen und auch tatsächlich im Feuilleton der »FAZ«, unter dem Stichwort »Literatur«, auftauchen. Wie der Internist Franz Hermann Franken mit seinem Werk: »Die Krankheiten großer Komponisten«, Heinrichshofen Taschenbücher zur Musikwissenschaft, Band 104:

Der Freiburger Internist und Medizinhistoriker Franz Hermann Franken, der zugleich ein profunder Musikkenner ist, hat alle erreichbaren Bulletins – Briefe, Augenzeugen- und Obduktionsberichte, ärztliche Verlautbarungen – gewissenhaft zusammengetragen und neu gedeutet. Da der Autor zudem flüssig und auch für den Laien verständlich zu schreiben versteht, lassen sich die Fallbeispiele von Haydn (Cerebral- und Coronarsklerose, volkstümlich »Verkalkung«), Beethoven (Leberschrumpfung und chronische Entzündung der Bauchspeicheldrüse durch lebenslangen Alkoholmißbrauch), Bellini (Amöbenruhr mit Leberabszeß), Mendelssohn (Schlaganfall durch wahrscheinlich angeborenes Hirnaneurysma, die sackartige Erweiterung einer Hirnarterie), Chopin (chronische Lungentuberkulose) und Schumann (manisch-depressives Leiden mit hirnorganischem, möglicherweise syphilitischem Zerfallsprozeß) geradezu spannend darstellen... Meist gelingen ihm darüber hinaus Um- und Neubewertungen (Haydn, Beethoven).

Vermutlich hätte Beethoven seine Wut über den verlorenen Groschen vergessen – über der Aussicht, welche Groschenjungs er einst als Interessenten für seine entzündete Bauchspeicheldrüse gewinnen werde. Die Herausgeber der »FAZ« aber seien gewarnt: Ihre Kommentare und Festreden, die bislang ganz laienhaft als Produkte reaktionärer Zerfallsprozesse und sackartig erweiterter Dummheit gewertet wurden, könnten einmal als Symptome von Cerebralsklerose, Alkoholmißbrauch und hartem Schanker um- und neugedeutet werden. Vielleicht bleibt mir ja der Sinn mancher Sätze von Reißmüller nur deshalb dunkel, weil ich mich nie mit Amöbenruhr beschäftigt habe.

Und woran leidet der Wirtschaftsredakteur?

So etwas hat es noch nicht gegeben: An diesem Mittwoch setzen sich fast alle siebzehn Kommissare der Europäischen Gemeinschaft in ihre Autos und fahren nach Bonn... Während Kommissionspräsident Jacques Delors den Eindruck eines Canossa-Gangs an den Rhein vermeiden möchte, . . . zeichnet sich eine Lösung ab, wenn beiden Seiten bewußt wird, daß sie im gleichen Boot sitzen.

An manisch-metaphorischer Entzündung der Sprachbilderdrüse?

Der Herr Bundesminister der Wirtschaft, der als solcher eine delikate Genitivbeziehung unterhält, kommt dennoch oft mit der Sprache heraus, weil er sie nicht kann:

Aufschwung nur kurz unterbrochen!

ruft er, womit er seine Wähler glauben machen will, es gehe gleich weiter nach oben. Ein Blick auf den Turner am Reck, dem das Bild entlehnt ist, belehrt aber sogleich, wo ein kurz unterbrochener Aufschwung endet: aufm Arsch. Doch auch auf den wird keiner so weich fallen wie Bangemann.

Kohl ist wieder Kanzler, Möllemann heißt Bildungsminister und wir haben gut lachen. Aber was macht, wer dazu angestellt ist, die Desaster bürgerlicher Demokratie als Siege des Wahren, Guten, nachgerade Schönen zu drapieren? Ein Redakteur der »Welt« wollte, es werde Nacht oder Courths-Mahler käme:

Eine helle Märzensonne schien durch die hohen Sprossenfenster des Alten Wasserwerks herein. Vater Rhein blinkte silbern dazu und das Plenum schwatzte aufgekratzt wie eine Klasse vor dem Schulausflug.

Und wo bleibt die herzige Baroneß, die immer die Russen bezaubert?

Sechs Minuten vor der Zeit betrat Hannelore Kohl die überfüllte Besuchertribüne, schick, wie stets, in schwarzem Rock und grauer Bluse unter der schwarz-weiß gestreiften Jacke,

passend zur hellen Märzensonne und zum silbernen Vater Rhein, der aber auch weniger blinkt als stinkt. An anderer Stelle muß ein Kollege melden, daß der dazugehörige Göttergatte bei seiner Wahl nur 253 Stimmen bekam, obwohl 265 Abgeordnete der Koalitionsparteien im Saal waren. Aufgekratzt wie eine Klasse beim Vorschulausflug errechnet der Redakteur die Differenz:

Es wird angenommen, daß sich nicht alle anwesenden Abgeordneten von CDU/CSU und FDP für ihn entschieden haben.

Eine Hypothese. Das Sprichwort sagt: Er nimmt an wie gedruckt. Es hilft alles nichts – am Ende muß er doch zugeben:

Mit klarer Stimme antwortet der Kanzler dem Präsidenten: »Ich nehme die Wahl an.«

Es wird angenommen, daß es die Sau graust.